

TERRA

SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

KEITH
LAUMER

Die Katastrophewelt

Agenten des Todes greifen
nach der Weltherrschaft —
ein SF-Thriller vom Autor der
berühmten Retief-Serie



PABEL

Nichtznuts

Seit der Veröffentlichung seiner ersten Stories über James Retief, den Diplomaten der Galaxis, gehört Keith Laumer zu den international erfolgreichsten SF-Autoren.

Sein vorliegender Roman hat die Erde der nahen Zukunft zum Schauplatz. Und diese Erde ist

DIE KATASTROPHENWELT

Tektonische und geologische Veränderungen haben den Planeten aus dem Gleichgewicht gebracht und auf allen Kontinenten Chaos und Vernichtung ausgelöst.

Doch schlimmer noch: Die Überlebenden der Katastrophe müssen sich einer Macht aus dem Dunkel erwehren, deren Sendboten gnadenlos vorgehen. Sie töten jeden, der ihrem Streben nach der Weltherrschaft im Wege steht.

TTB 284

KEITH LAUMER

**Die
Katastrophewelt**

ERICH PABEL VERLAG KG · RASTATT/BADEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

Titel des Originals:
CATASTROPHE PLANET
Aus dem Amerikanischen
von Lore Strassl

TERRA-Taschenbuch erscheint vierwöchentlich
im Erich Pabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt

Copyright © 1966 by Keith Laumer
Deutscher Erstdruck

Redaktion: G. M. Schelwokat

Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Verkaufspreis incl. gesetzl. MwSt.

Unsere Romanserien dürfen in Leihbüchereien nicht verliehen
und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet
werden; der Wiederverkauf ist verboten.

Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich:
Waldbaur-Vertrieb, Franz-Josef-Straße 21, A-5020 Salzburg

NACHDRUCKDIENST:

Edith Wöhlbier, Burchardstr. 11, 2000 Hamburg 1,
Telefon 0 40/33 96 16 29, Telex: 02/161 024

Printed in Germany

Februar 1977

1.

Ich fuhr den Turbo gleichmäßig mit zweihundertfünfundzwanzig Sachen über das, was einmal die Interstate 10 gewesen war. Meine Augen klebten an der aufgebrochenen Straße, um durch den Staub und vulkanischen Smog nur ja keine Spalten zu übersehen, die zu breit zum Überspringen waren. Ich hatte Glück gehabt in Dallas, als ich ihn fand. Er war so gut wie neu und brauste sanft auf seinem 70-Zentimeter-Luftkissen dahin. Der einzige Schönheitsfehler war das aufgebrochene Türschloß, aber es war mir keine Zeit geblieben, nach dem Eigentümer zu suchen. Die selbsternannte Schutzwache, die sich Nationalgarde nannte, hatte die unangenehme Angewohnheit, erst zu schießen und dann Fragen zu stellen. Sicher, ich hatte mich auf nicht ganz legale Weise in einem Waffengeschäft eingedeckt – aber dem Besitzer wäre es ohnehin gleichgültig gewesen. Er und fast alle anderen Bürger hatten die Stadt vor meiner Ankunft bereits verlassen, und ich brauchte unbedingt eine Schußwaffe. Ich wählte mir eine .38er Smith und Wesson aus, die gut in der Hand lag.

Zu meiner Rechten dampften niedrige Vulkankegel und schienen sich auf die nächste Runde vorzubereiten. Ich hielt mich, so nahe die Straßen es erlaubten, an der Linie des tektonischen Aufruhrs, der entlang der Golfküste verlief, von der Stelle, wo New Orleans gestanden hatte, bis zur seichten See, die Nordflorida gewesen war. Ehe ich Atlanta erreichte, mußte ich mich entschieden haben, ob ich mich entweder in die relative geologische Sicherheit der Appalachen – die allerdings von Flüchtlingen

überlaufen und wo Nahrung und Wasser bereits knapp waren – zurückziehen oder südwärts weiterfahren sollte, quer über die Floridasee zu der großen Insel, Südflorida genannt, die Tampa, Miami, Key West und eine Menge stinkigen Sandes umfaßte, der bis vor ein paar Monaten noch Meeresgrund gewesen war.

Ich war schon jetzt ziemlich sicher, daß ich mich für den Süden entscheiden würde, wo ein noch einigermaßen unbeschwertes Leben herrschte und wo von Palm Beach sogar noch Tanzmusik zu empfangen war. Wenn der Planet schon auseinanderbrach – ich konnte doch nichts dagegen tun, also wollte ich das Leben noch bis zur Neige auskosten.

Ein Städtchen kam in Sicht. Ich mußte den Ruinen eines Farmhauses ausweichen, die der Wind mitten auf der Straße abgeladen hatte. Kurz danach ließ ich meinen Turbo über einen gut einen Meter breiten Spalt springen, der sich in Schlangenlinien bis zur Stadt hinzog.

Es war Spätnachmittag. Kein einziges Gebäude über zwei Stockwerk stand mehr, und die Straßen waren mit allem möglichen bedeckt – von Stühlen, Tischen und Betten angefangen bis zu Säcken mit verfaulten Kartoffeln. Es sah aus, als hätte eine der Flutwellen zu Ende gebracht, was Erdbeben und Feuer angefangen hatten.

Drei Blocks östlich von der Hauptstraße fand ich, was ich suchte – einen Supermarkt. Ich senkte den Wagen auf ein einigermaßen freies Fleckchen herab und wartete, bis der Staub sich gesetzt hatte. Ich schob mir die Atemmaske über das Gesicht, kletterte heraus und streckte meine steifen Beine aus.

Als ich den Bürgersteig erreichte, hob sich der Boden unter mir und – sosehr ich auch mein Gleichgewicht zu

halten versuchte – ich fiel auf die Nase. Ein Krach wie von einem Artilleriebeschuß, und das Stück Straße unter mir hüpfte einfach davon. Ich stützte mich auf Hände und Knie, aber schon lag ich wieder ausgestreckt auf dem Boden, der schwabbelte wie der Hüftspeck einer Negermama.

Endlich erstarb das Rumpeln und Grollen, obgleich immer noch ein paar Häuser hinter mir wie im Zeitlupentempo zusammenfielen.

Meine erste Sorge war der Wagen. Er stand auf der anderen Seite eines etwa zwei Meter breiten Spalts. Die Entfernung hätte ich durch einen Sprung schaffen können, wenn meine Knie nicht weich wie Gummi gewesen wären. Ich brauchte ein Brett, das ich als Steg verwenden konnte. Durch den wirbelnden Staub kämpfte ich mich in ein Textilgeschäft, wo ich ein breites Holzregal noch mehr zerlegte, als es das Beben bereits getan hatte. Das Brett, das ich so gewann, war gerade richtig.

Ich schleifte es über den Bürgersteig, da hörte ich aus der glaslosen Tür eines Lebensmittelgeschäfts ein Stöhnen. Ich stellte das Brett ab und griff nach meiner .38er. Vorsichtig steckte ich den Kopf durch die Tür. Viel mehr als zerbrochene Regale, zersplitterte Flaschen und volle Dosen konnte ich von hier aus jedoch nicht sehen.

»Wer ist da?« rief ich. Etwas rührte sich in der Dunkelheit des hinteren Raumes. Selbst durch meine Atemmaske schlug mir der Gestank verfaulter Lebensmittel entgegen.

»Komm heraus!« brüllte ich, aber es tat sich nichts. Ich hörte keuchendes Atmen und stieß mit dem Fuß die ohnehin schon zerstörte Tür zum Hinterzimmer auf. Ein Mann saß auf dem Boden, mit dem Rücken zur Wand. Sein Schoß war mit Stücken von der Decke und mit

Glasscherben bedeckt. Ein schweres Spülbecken lag auf seinen Beinen unterhalb der Knie. Sein Gesicht wirkte ölig-bleich, seine Augen waren weit aufgerissen und die Bartstoppeln bestimmt schon einen halben Zentimeter lang. Einige Glieder fehlten von mehreren Fingern seiner klauenähnlichen Linken, die eine .45er genau auf mein Knie gerichtet hielt. Ich stieß sie ihm mit dem Fuß aus der Hand.

»War nicht notwendig«, murmelte er kaum verständlich.

Ich packte das Spülbecken und zerrte es mit größter Mühe hoch. Wasser sickerte heraus. Der Mann wimmerte, und sein Kopf rutschte zur Seite. Ich brauchte gut fünf Minuten, bis ich ihn frei hatte. Er stank, als sei er schon seit einer Woche tot.

Mit meinem Pfadfinderdolch schnitt ich ihm die Hose auf, um seine Beine zu untersuchen. Sie waren beide mehrfach gebrochen, aber die Wunden waren auf jeden Fall bereits ein paar Tage alt. Es war also nicht erst das letzte Beben gewesen, das ihn erwischt hatte.

»Wie lange haben Sie schon hier gelegen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht eine Woche.«

»Ich hole Ihnen Wasser.«

»Hatte genug – Wasser. Dosen auch – nur keinen Öffner. Die Ratten waren das Schlimmste.«

»Das ist jetzt vorbei. Wie wär's mit etwas Eßbarem?«

»Sorgen Sie sich nicht um mich. Sehen Sie zu, daß Sie fortkommen. Es ist arg hier. Alle paar Stunden ein Beben. Das letzte weckte mich auf ...«

»Sie brauchen etwas zu essen.«

»Sinnlos, Mister. Ich habe auch innere Verletzungen. Schmerzt zu sehr, wenn ich mich bewege. Verschwinden Sie, solange Sie es noch können.«

Ich öffnete die nächstbeste Dose – Bohneneintopf. Er schüttelte abwehrend den Kopf. »Gehen Sie jetzt. Aber lassen Sie mir meine Pistole da.«

»Sie werden sie nicht brauchen ...«

»Ich werde es doch.« Seine Stimme klang nun schneidend. »Ich hätte sie schon für mich benutzt – aber ich hoffte, sie würden mich finden. Dann hätte ich ein paar von ihnen mitnehmen können.«

»Vergessen Sie es, Alter. Sie ...«

»Keine Zeit zur langen Unterhaltung. Sie sind hier – hier in Greenleaf. Ich habe sie kurz zuvor noch gesehen.« Seine Augen wirkten besorgt. »Haben Sie einen Wagen?«

Ich nickte.

»Sie werden ihn sehen. Haben es vielleicht schon. Schnell! Fahren Sie weg!«

Ich nahm die Messerklinge, um ihm Eintopf einzuflößen. Er wandte das Gesicht ab.

»Essen Sie, Seemann, es wird Ihnen gut tun.«

»Woher wissen Sie ...«

Ich deutete auf den Wappenring der Marineakademie.

»Ich hätte ihn abnehmen und wegwerfen sollen«, murmelte er, »aber ...« Wieder wandte er schnell das Gesicht ab, als ich ihn füttern wollte. »Ich kann nicht essen«, protestierte er. »O Gott, der Schmerz ...«

Ich warf die Dose zur Seite. »Ich schaue nach dem Wagen«, brummte ich. »Dann komme ich zurück und hole Sie.«

»Hören Sie«, krächzte er. »Sie glauben vielleicht, ich plappere im Fieberwahn, aber ich weiß genau, was ich sage. Sehen Sie zu, daß Sie weiterkommen – sofort! Es ist keine Zeit, es Ihnen zu erklären. Verschwinden Sie!«

Ich achtete nicht mehr auf ihn, sondern trat auf die

Straße hinaus und schob mein Regalbrett über den Spalt. Es war eine wacklige Brücke, und ich wagte mich nur auf allen vieren darüber. Als ich mich gerade aufrichten und auf festeren Boden steigen wollte, sah ich eine Bewegung geradeaus. Mein Wagen stand etwa zehn Meter weiter und war dick mit Schutt und Staub bedeckt. Ein Mann schlief vorsichtig darum herum, dann wischte er ein Stück der Windschutzscheibe frei und spähte ins Innere. Er fand den Öffnungsmechanismus und drückte darauf.

In diesem Augenblick entdeckte er mich. Er zog einen Revolver aus der Tasche und feuerte auf mich. Die Kugel schlug irgendwo hinter mir ein. Zwei weitere Schüsse knallten, noch ehe das Echo des ersten Schusses verklungen war – und das alles in nicht ganz einer Sekunde. Ich umarmte das Brett hinter mir mit der Linken und holte mit der Rechten meine .38er heraus, als ein vierter Schuß Zentimeter vor meiner Nase einschlug. Ich blinzelte durch den Staub, nahm mir die schwarze Krawatte des Schießwütigen zum Ziel und zog ab. Sein Revolver spuckte ein fünftes Mal, gerade als meine Kugel traf. Er taumelte zu Boden und blieb tot neben dem Wagen liegen.

Ich steckte meine .38er wieder ein und sah ihn mir aus der Nähe an. Ich schätzte den Kerl auf etwa vierzig. Er trug überhaupt nichts bei sich.

Der Seemann blickte mir mit stumpfen Augen entgegen.
»Ich hab' Ihren Freund getroffen«, erklärte ich ihm heiser.

»Es ist Ihnen nichts geschehen?« keuchte er besorgt.

»Er war nicht gerade ein guter Schütze – und ich hatte keine Wahl«, brummte ich.

»Verschwinden Sie jetzt endlich«, drängte der Alte. »Es sind noch mehr ...«

»Ich habe ihn umgebracht«, murmelte ich. »Ein Schuß,

ein Toter.« Ich starrte auf die Pistole an meiner Hüfte. »Die Welt bricht auseinander – und ich fange an, andere zu töten.« Ich blickte den Seemann an. »Wer war er?«

»Vergessen Sie ihn! Hauen Sie ab!«

Ich fletschte die Zähne. »Ich werde keine Ruhe geben, bis ich es weiß. Was machte er hier? Weshalb war er hinter Ihnen her? Warum schoß er auf mich? Wer war er?«

»Also gut«, ächzte der Alte. Sein Gesicht sah aus wie das einer Mumie. »Ich sage es Ihnen. Aber Sie werden mir nicht glauben.«

Er machte eine Pause, um Atem zu holen, dann begann er. »Es war vor fast einem Jahr, im Herbst '90. Ich war im Satellitendienst, auf der Sheppard-Plattform, als die Beben anfingen. Wir haben es alles von dort oben gesehen – den Rauch auf der Tagseite und die Feuer der Nacht. Wir erhielten den Befehl, die Station zu räumen – ich weiß immer noch nicht, weshalb.«

»Druck von Moskau«, erklärte ich ihm. »Sie bildeten sich ein, wir wären schuld.«

»Ja, überall war Panik ausgebrochen. Wir hatten Pech bei der Landung. Nur drei überlebten, ich war einer davon. Man brachte mich nach Washington – schrecklich, Ruinen, Feuer ...«

»Das ist mir alles bekannt. Wer war der Mann, den ich erschoß?«

Er achtete gar nicht auf mich. »Ich erstattete Bericht. Von Feindeinwirkungen keine Spur, Mutter Natur schaffte es ganz allein. Es war ein Professor dort, der alles genau darlegte. Die Erdkruste verschiebt sich. Die Eiskappe am Südpol wuchs an und brachte das Ding ins Rollen. Erdstöße sorgten dafür, daß die Litosphäre zum Rutschen kam. Sie hatte sich bereits um mehr als siebzig Kilometer

verschoben, sagte er, und schätzte, daß sie erst bei etwa sechzehnhundert wieder einigermaßen ins Gleichgewicht käme. In etwa zwei Jahren ...«

»Ich lese auch die Zeitung«, brummte ich ungeduldig.
»Das heißtt, ich tat es, solange es welche gab.«

»Admiral Conaghy schlug vor, daß wir die Eiskappe sprengen, fünfzig Super-H-Bomben würden dazu genügen. Protest der Russkis, natürlich. Viel mehr hab' ich nicht mehr mitgekriegt. Aber jedenfalls hielt der Wissenschaftler es für die einzige Lösung.« Der Alte keuchte heftig und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Da kam Hayle mit seinem Plan – Operation Entfrostung. Ein Geheimkommando sollte die Eiskappe in die Luft jagen. Trotz beträchtlichen Widerstands setzte er sich durch. Ich gehörte zu seinem Stab.«

»Aber Vizeadmiral Hayle kam doch Anfang '90 von einer Orbitmission nicht zurück«, warf ich ein.

»Das Gerücht setzten wir selbst in Umlauf. Am Weihnachtsmorgen stachen wir mit zwei Schlachtkreuzern in See, der *Maine* und der *Pearl*.«

»Sie gingen mit dem U-Boot-Stützpunkt Guam unter.«

»Nein, wir hatten sie, und dazu ein Dutzend kleinere Schiffe mit insgesamt dreitausend Mann. Es war ein Großeinsatz. New York existierte schon nicht mehr, genausowenig wie Boston, Philadelphia und der größte Teil der Ostküste.«

»Der Mann mit dem Revolver«, brachte ich mich in Erinnerung. »Was hat er damit zu tun?«

Wieder ignorierte er mich völlig. »Unser Ziel war die Pensacola Range im Königin-Maude-Land. Wir sollten Löcher ins Eis bohren und heiße Luft hinunterpumpen, um in bestimmter Tiefe eine flüssige Schicht zu schaffen. Wir

bauten Lager auf und fingen an. Ich hatte den Nordteil – sechs Bohrstellen, die über fünfundsechzig Kilometer klarsten Eises verteilt waren. Es ging alles gut voran, pro Tag schafften wir etwa achtzig Meter. Am einunddreißigsten Tag erhielt ich einen dringenden Anruf von Station IV. Ich fuhr mit meiner Schneekatze hin. Trench, der dort das Kommando hatte, war furchtbar aufgeregt. Er sagte, sie hätten Gestalten im Eis gesehen. Er nahm mich im Minenlift mit, und ich sah es selbst, etwa fünfzig Meter vom Lift entfernt – es war etwas Größeres – ein Elefant, ein Mastodon ...«

»Na und? Was ist daran so aufregend?«

Er blickte mich an. »Er trug ein Geschirr wie ein Zirkuspferd.«

2.

Ich glaubte ihm kein Wort, aber ich unterbrach ihn auch nicht, als er fortfuhr: »Das war erst der Anfang. In etwa zweitausend Meter Tiefe stießen wir auf eine Schicht, gegen die das Chicagoer Museum nichts war. Holz, Pflanzen, Papier, Stoffsachen, Kleider aus schwerer Wolle, in grellen Farben gewebt, Lederschuhe, Möbelstücke, Geschirr ...« Er atmete schwer. »Dann fanden wir den Mann. Untersetzt, höchstens einssechzig, bleichgelbes Haar am ganzen Körper – und ein Gesicht wie aus einem Alpträum, mit Schaufelzähnen und dünnen Lippen. Seine Kleidung bestand hauptsächlich aus Riemen und Messingteilen, war aber sehr gut gearbeitet. Und er hatte eine gefährlich aussehende Schußwaffe in der Hand, wie eine Strahlenpistole mit einer großen Kammer. Wir haben sie später ausprobiert. Sie hat bei der niedrigsten Einstellung einen Zwölfmeterkrater ins Eis geschmolzen. Von da an fanden wir immer mehr dieser Affenmenschen, und auch Tiere. Dann sahen wir etwas unter uns, das sich als Turm erwies. Wir haben uns einen Weg hinuntergeschmolzen und auch eine Tür entdeckt. Es befand sich kein Eis im Innern.

Ich gehörte der Vorhut an. Ein scheußlicher Gestank im Turm. Merkwürdig aussehendes Mobiliar, zerfallen zum größten Teil, verfaulter Teppiche und Wandbehänge, ein paar Skelette von Menschen und Tieren. Es war auch eines von einem morderner Typ dabei – mit gespaltenem Schädel. Wir nahmen an, daß die Neandertalerart die Sklaven gewesen sind. Vielleicht hatte einer eine Rechnung mit seinem Herrn beglichen.

Überall waren Gegenstände aus Metall und Keramik zu finden, regelrecht kunstvoll sogar. Unsere Aufregung dürfte verständlich gewesen sein. Und dann – begann es. Wir hörten Geräusche und entdeckten Spuren. Unsere Leute verschwanden plötzlich. Einen fanden wir – tot, mit einem Loch in der Brust. Hayle rief nach Verstärkung. Keine Antwort. Er nahm an, daß das Kabel gerissen war. Er schickte mich mit zwei anderen hoch, um nach dem Rechten zu sehen und zu berichten, was wir entdeckt hatten.

Oben angekommen, stiegen Bachmann und der andere aus. Ich blieb im Lift, um die Verbindung zu überprüfen. Ich kam zu Hayle durch. Er brüllte irgend etwas, aber ich konnte es nicht verstehen. Es hörte sich an, als würden im Hintergrund Schüsse abgefeuert. Ich wollte mich den anderen anschließen, da gab es einen scheußlichen Krach, ein greller Blitz blendete mich, Eis peitschte mir ins Gesicht, und der Lift stürzte in die Tiefe.

Als ich wieder zu mir kam, war ich immer noch in der Kabine. Sie lag schief, halb voll pulverisiertem Eis. Ich hatte nicht allzuviel abgekriegt, aber mein linker Handschuh war fort und meine Sichtscheibe.

Oben konnte ich ein schwaches Glühen sehen. Ich machte mir am Eis zu schaffen. Es war wie lockerer Kies. Vielleicht hätte ich mich nach unten durcharbeiten sollen, um mich um den Admiral zu kümmern – aber ich habe es nicht getan. Ich sah zu, daß ich schnellstens nach oben kam. Außer Eis war nichts zu sehen, weder das Lager, noch Bachmann, noch der andere. Nur ein Krater, wo der Tunneleingang gewesen war.

Es waren dreizehn Kilometer zur Station III. Meine Schneekatze war mit dem Rest verschwunden. Ich richtete

mich nach der Sonne und begann zu marschieren. Fünf Stunden habe ich gebraucht. Aber auch dort war nichts. Nur eine Menge zersplittertes Eis.

Ich machte Rast und stärkte mich mit einem Teil meiner Anzugsration. Der Coverall hielt mich warm genug, die Batterien würden noch etwa zweihundert Stunden durchstehen. Ich machte mich auf den Weg zur nächste Station. Einen Kilometer außerhalb davon fand ich eine Schneekatze voll beladen und vollgetankt. Blutige Fußspuren führten von ihr zu einer Eisklippe. Ich folgte ihnen. Es war Hansen, tot. Ich nahm die Katze und fuhr weiter. Auch Station V gab es nicht mehr. Der Schacht war zugeschüttet. Ich benutzte das Radio in der Schneekatze, um das Hauptquartier zu verständigen. Keine Antwort.

Fünf Tage brauchte ich, um nach den nicht mehr vorhandenen Stationen zu sehen und schließlich zur Küste zurückzugelangen. Wir hatten die Schiffe dort unter Wasser liegen. Ich schaffte es zum nächsten. Es war geflutet. Wir hatten nur ein Minimum an Besatzung zurückgelassen. Drei Männer fand ich – tot, ohne jegliche Spur von Gewalteinwirkung. Natürlich wäre es möglich gewesen, das Schiff freizubekommen, aber wie hätte ich einen Zweitausendtonner allein bedienen sollen? Ich nahm mir ein motorisiertes Rettungsboot, versorgte mich mit Konserven, und brauste in nördlicher Richtung ab.

Sieben Tage war ich auf See, ehe ich in einer kleinen argentinischen Stadt anlegte. Sie wimmelte von Flüchtlingen. Ich versuchte einen Arzt zu finden, der sich meiner Hand und meines Gesichts annehmen könnte – Frostbeulen, eine neben der anderen. Es gab keinen.

Als ich zu meinem Boot zurückkehrte, mit einem Armvoll Früchten beladen, die ich für meine Armbanduhr

eingetauscht hatte, fielen sie über mich her. Das Messer des ersten verfehlte mich, und ich zahlte es ihm mit dem Bootshaken heim. Den anderen erschoß ich und sah zu, daß ich weiterkam.

Nach vier Tagen erreichte ich Baton Rouge. Ich versuchte, von dort eine Nachricht an einen Verbindungsmann in Washington zu schicken, kein Glück. Chaos in der Stadt. Alle Flüchtlinge von der Küste und den gefährdeten Gebieten im Westen schienen sich hier versammelt zu haben. Dabei erschütterten auch hier täglich Beben die Stadt.

Ich verschaffte mir ein Auto und machte mich in östlicher Richtung auf den Weg. In der Nähe von Vicksburg versuchte ein Wagen, mich von der Straße zu drängen. Er ging aber an meiner Stelle über die Böschung. Ich kehrte um und sah mir den Wagen an. Zwei Männer waren herausgeschleudert worden. Sie waren etwa zwischen vierzig und fünfzig, tot natürlich, unauffällig gekleidet, ohne jegliche Ausweispapiere.

Jedes Nest, durch das ich kam, war so schlimm wie das andere. Am dritten Tag landete ich hier – vor etwa einer Woche. Sah etwas zu essen hier im Laden, da erwischte mich das Beben. Dachte zuerst, es seien sie – wie im Eisschacht.«

»Sie nehmen also an, daß die Polarexpedition von den gleichen Leuten, die Sie verfolgen, ausgelöscht wurde?«

»Sie können Ihr Leben darauf wetten! Und sie sind jetzt hier in Greenleaf und suchen mich. Glücklicherweise habe ich den Wagen einen halben Kilometer von hier geparkt, wollte zu Fuß zurück ...«

Er tastete um sich. »Wo ist meine Pistole?«

»Sie werden sie nicht brauchen«, beruhigte ich ihn. »Ich

trage Sie jetzt ...«

»Sie haben sie«, murmelte er. »Müssen hier gewesen sein, während ich schlief.«

Ich erhob mich und zog mir wieder die Filtermaske um. »Kommen Sie.« Ich schob meine Arme unter seine Achseln und versuchte, ihn hochzubekommen. Er winselte vor Schmerzen. »Nehmen Sie es«, sagte er drängend. »Zeigen Sie – es ihnen! Sie müssen – Ihnen zuhören ...«

»Sicher. Aber jetzt müssen wir weg ...«

»Tasche«, keuchte er. »Nehmen ... Zeigen ...« Sein Kinn klappte herunter, er sackte zusammen. Er war tot.

Eine Minute blickte ich ihn stumm an und fragte mich, wieviel von seiner Geschichte stimmte und wieviel seinem Delirium entsprungen war. Tasche hatte er gesagt. Außer Staub fand ich nichts, bis ich das kleine Uhrentäschchen entdeckte. Eine Münze steckte darin, sah aus wie Gold, ein wenig kleiner als ein Silberdollar. Ein stilisierter Vogel war auf einer Seite, und auf der anderen ein kunstvolles Gekritzeln, das eine Schrift sein mochte, aber bestimmt keine, die ich kannte. Ich schob sie in meine Tasche – da hörte ich Schritte draußen.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, es war schon fast dunkel. Wie ich es durch die überall am Boden verstreuten Dosen geschafft habe, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls erreichte ich unentdeckt den Hintereingang. Ich schlich mich ums Haus und spähte um die Ecke. Wenig später trat ein Mann in dunklem Anzug aus dem Laden. Er ging zu meinem Brett und kletterte vorsichtig darüber. Er mußte den toten Seemann gefunden haben und zufrieden sein. Ich blickte ihm nach, bis er außer Sichtweite war.

Plötzlich schien es mir ungeheuer wichtig, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Ich mußte mir seine Autonummer

merken, ihn möglicherweise beschatten ...

Ich hörte das Klicken und warf mich automatisch auf den Boden. Ich rollte unter die Falten der herabbaumelnden Markise. Die Kugel schlug ganz in der Nähe ein. Füße hasteten in meine Richtung. Ich hörte einen fragenden Ruf und eine Antwort von irgendwo oben. Die Füße blieben direkt vor mir stehen. Ich warf mich von meinem Versteck auf ihn und brachte ihn zu Fall. Er hämmerte mit den Fäusten auf mich ein, aber er hörte auf, als ich seinen Hinterkopf nicht gerade sanft auf ein Stück geborstene Straße stieß.

Sein Partner schien nichts bemerkt zu haben. Ich durchsuchte hastig die Taschen des Toten. Er hatte überhaupt keinen persönlichen Kram bei sich.

Wieder kamen Schritte in meine Richtung. Ich sah eine Silhouette gegen den düsterroten Himmel. Der Mann betrachtete die Planke, dann stieg er darauf. In diesem Augenblick sah er mich. Er öffnete den Mund, da sprang ich. Ich packte das Regalbrett an meiner Seite und hob das Ende hoch, schüttelte es. Ohne einen Ton herauszubringen, stürzte er. Es dauerte eine lange Weile, bis er unten aufschlug.

Zehn Minuten später brauste ich müde und hungrig ostwärts mit hundertsechzig Sachen davon.

3.

Zwei Stunden später kam die See in Sicht. Bäume und Hausdächer ragten aus dem Wasser. Es war früher, ehe der Ozean es sich zurückholte, ein leicht hügeliges Farmland gewesen. Ich ritt meine Luftkissen darüber hinweg.

Die Fahrt über die ruhige Oberfläche war nicht unübel. Einmal wollte ein Patrouillenboot, daß ich anhalte, aber ich schaltete die Lichter aus und brauste davon. Gegen Morgengrauen kam ich zu einem Gebiet mit Baumgipfeln, zwischen denen Wildkadaver trieben. Ich wich aus, so gut ich konnte, und erreichte trockenes Land, als die Sonne sich rotschwarz über den Horizont wagte.

Tampa war von einem Sumpf aus grauem Schlamm umgeben, nachdem der Golf sich von der Stadt zurückgezogen hatte.

Am Frühnachmittag kam ich endlich in Miami an. Die Stadt glitzerte weiß neben einem Strand, der schwarz und grau von Bimsstein und Öl und angehäuft mit Treibgut eines versunkenen Kontinents war. Die Lage hier war besser. Nach den immer noch stehenden Türmen zu schließen, hatte es keine größeren Beben gegeben. Das Leben hier schien fast wie immer. Die Läden waren geöffnet, der Verkehr normal, allerdings war mehr Polizei als früher unterwegs, von der Nationalgarde in ihrer Gefechtsausrüstung ganz zu schweigen.

Ich trug mich im Golfstrom ein, einem Luxushotel von hundertfünfzig Stockwerken, in dem ich schon in besseren Zeiten des öfteren abgestiegen war. Anzio, der Portier, ein alter Freund aus den Spielhöllen Renos, schüttelte mir die Hände und grinste über das ganze Gesicht. »Mal Irish!«

sagte er. »Was bringt dich hierher?«

»Im Süden ist es mir ein wenig zu ungemütlich geworden«, erklärte ich ihm. »Wie sieht's hier aus?«

»Oh, es geht uns nicht schlecht. Wir hatten unsere Frühjahrsgäste hier, als es losging. Die meisten blieben daraufhin. Wir haben Strom, Wasser, ausreichend Vorräte. Jedes Hotel in der Stadt hatte seine Kühlkammern für den Sommerbetrieb bereits aufgefüllt. Die nächsten sechs Monate können wir es recht komfortabel aushalten.«

Ich nahm den Schlüssel zu meiner Suite in der hundertzwölften Etage und fuhr mit dem Schnellift hinauf. Es waren schöne Zimmer und ein Bad, groß genug für ein Nilpferd. Ich weichte erst einmal den Reisestaub der vergangenen fünf Tage auf, ließ mir frische Sachen kommen und genoß dann einen Dreistöckigen, ehe ich mich zum Abendessen ins Restaurant hinunter begab.

Ich hatte gerade ein tolles Menü hinter mir und nippte an meinem Roséwein, als Anzio sich zu mir setzte. Wir unterhielten uns über alte Zeiten, da kam ein übertrieben unauffälliger Mann mittleren Alters vorbei. Irgendwie stellten sich mir die Haare am Nacken auf. Ich stieß Anzio an. »Wer ist der Kerl?« fragte ich leise.

Er blickte ihm nach. »Ich glaube, einer von den merkwürdigen Burschen, die hier ihre Tagung abhalten.«

»Was für eine Tagung?«

»Numismatiker oder so was«, brummte Anzio. »Haben das ganze achtundzwanzigste und neunundzwanzigste Stockwerk gemietet. Komische Gesellen, wenn du mich fragst, Mal.«

»Münzensammler«, murmelte ich überlegend. Ich hatte eine ungewöhnliche Münze in meinem Zimmer, von der der Sterbende gewollt hatte, daß ich sie irgendwohin bringe

und jemandem die Geschichte erzähle. Wenn ich es täte, würde ich zweifellos entweder die Treppe hinunterfliegen oder im Irrenhaus landen. Mastodon im Harnisch ...! Aber vielleicht war doch was dran?

Auf der achtundzwanzigsten Etage fand eine Mammutparty statt, trotzdem ging es erstaunlich ruhig zu. Als ich durch eine gläserne Flügeltür trat, eilte ein Kellner herbei und bot mir einen Cocktail an. Ich nahm ihn und ließ die Augen über die Anwesenden schweifen. Es waren seltsamerweise nur Männer, alle fast gleich alt, etwa um die vierzig, alle in dunklen Abendanzügen. Unzählige Augen folgten mir, als ich durch den Saal schlenderte. Ein hochgewachsener Typ mit glatt zurückgestrichenem grauen Haar kam auf mich zu. Ich lächelte ihn unschuldig an. »Ich bin nicht hier, um ein paar Drinks zu schnorren«, kam ich ihm zuvor. »Ich gestehe auch, daß ich nicht zu Ihrer Gesellschaft gehöre, aber ich interessiere mich für Münzen und hätte gern einen fachmännischen Rat ...« Ich fischte die Goldmünze des Seemanns heraus und drehte sie in meinen Fingern. »Sie ist vermutlich ohnehin nicht echt«, sagte ich leichthin. »Aber ich möchte es eben gern genau wissen.« Ich hielt sie ihm unter die Nase. Er nahm sie nicht, sah sie aber an. Sein übertrieben höfliches Lächeln, mit dem er mich bisher bedacht hatte, war plötzlich verschwunden.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte ich schnell. »Ich will den Rat nicht umsonst. Ich dachte nur, hier ...«

»Wenn Sie bitte mitkommen würden, Sir? Ich werde Sie zu Mr. Zablun bringen. Er wird Ihren Fund begutachten.« Er hatte eine winzige Spur von Akzent, eine eigenartige Betonung. Ich folgte ihm den Gang entlang zu einem kleinen Raum, der wie ein Wartezimmer aussah.

»Wenn ich Sie noch um einen Augenblick Geduld bitten darf, Sir?« Er deutete auf einen weichen Sessel und verschwand durch eine Nebentür. Ich hielt die Münze immer noch in der Hand. In einer Minute oder so würde man mir sicher sagen, daß ich auf einen Schwindler hereingefallen war. Ich machte die Zahnprobe und biß darauf. Tatsächlich, mein Zahn hatte einen Abdruck hinterlassen. Vielleicht war sie doch echt? Echt Gold, zumindest.

Die Nebentür öffnete sich, und mein höflicher Begleiter kam mit einem unersetzen Mann mit falsch aussehendem schwarzen Haar und unruhigen Augen zurück.

»Darf ich Sie mit Mr. Zablun bekanntmachen?« sagte der Überhöfliche. »Er wird sich Ihre Münze gern ansehen, Mister ...?«

»Jimmy Philbert aus Butte, Montana«, sagte ich.

Mr. Zablun streckte die Hand aus, und ich gab ihm die Münze. Er betrachtete sie eingehend. Dann tauschte er einen kurzen Blick mit dem Grauhaarigen. Ich wollte nach meiner Münze greifen, aber Mr. Zablun schritt damit bereits zur Nebentür.

»Bitte, kommen Sie mit, Mr. Philbert«, sagte der Grauhaarige. Wir betraten ein Zimmer mit einem Schreibtisch, auf dem eine eingeschaltete Lampe stand. Zablun trat hinter den Schreibtisch und holte aus der Lade ein schwarzes Tuch und ein elektronisches Instrument mit zwei Linsen. Damit begann er an meiner Münze herumzufummeln.

»Sie ist echt«, erklärte er schließlich. »Reines Münzgold.«

»Ist Ihnen das Stück bekannt?« erkundigte ich mich gespannt.

»Es ist keine Rarität«, erwiderte er. »In den letzten Jahren wurde bei Kreta eine größere Zahl gefunden. Nicht so neu aussehend wie Ihre allerdings.«

»Eine griechische Münze also?«

»Ihre Herkunft ist unbekannt. Wo haben Sie Ihre bekommen?« Seine Stimme klang nicht einmal interessiert.

»In Potosi, vor etwa zwei Wochen«, behauptete ich. »Ich habe sie beim Pokern gewonnen. Ich hatte schon befürchtet, ich hätte darauf bezahlt. Ach ja, was ist sie eigentlich wert?«

»Ich könnte Ihnen fünfhundert Dollar dafür bieten«, warf der Grauhaarige ein.

»Ich möchte sie im Augenblick eigentlich nicht verkaufen.« Ich griff nach meiner Münze, die auf dem Schreibtisch lag.

»Vielleicht für tausend ...«

»Es geht mir nicht um den Preis«, erklärte ich großspurig. »Ich habe sie für einen Hundert-Dollar-Einsatz bekommen. Ich werde sie als Talisman behalten.« Ich griff nach meiner Brieftasche. »Was schulde ich Ihnen?«

Der Grauhaarige wehrte ab. »Aber, wenn Sie vielleicht doch Ihre Meinung ändern, Mr. Philbert ...«

»Sind Sie der erste, dem ich Sie anbieten werde«, versicherte ich ihm. Ich verbeugte mich vor dem schweigsamen Mr. Zablun und verließ von dem Grauhaarigen begleitet das Zimmer. Als ich mein eigenes erreichte, warf ich einen Blick auf mein wertvolles Goldstück. Es sah immer noch aus wie frisch geprägt – aber mein Zahndruck fehlte.

Zablun hatte die Münze ausgetauscht!

4.

Für Geld stellte Anzio keine Fragen. Ich schob ihm einen Fünfziger zu, und er sorgte dafür, daß ich mich ungestört in einer leeren Suite im neunundzwanzigsten Stock aufhalten konnte, von wo aus sich mit einem guten Fernglas die ganze Länge des Ostwestblocks beobachten ließ. Ein Zehner verschaffte mir die Hilfe eines Pagen, der für mich in der Nähe des Seiteneingangs Posten bezog. Er sollte mir sofort Bescheid geben, wenn der Grauhaarige – er hatte sich als R. Sethys eingetragen – durch diesen Ausgang das Hotel verließ.

Der Zimmerkellner brachte mir einen Mitternachtsimbiß. Ich nahm ihn im Dunkeln ein und beobachtete die Münzsammler hinter den Dutzenden beleuchteten Fenstern auf ihren beiden Etagen. Mr. Zablun tauchte eine halbe Stunde, nachdem ich meine Wache begonnen hatte, auf und unterhielt sich mit einer Gruppe Männer. Es war überhaupt ein ständiges Kommen und Gehen, doch ohne jegliche Eile. Auch jetzt waren keine Frauen zu sehen, und die Männer schienen nicht einmal etwas zu trinken, ich sah auch keinen einzigen, der rauchte. Richtige Abstinenzler, diese Numismatiker. Aber mit Münzen beschäftigten sie sich offenbar auch nicht.

Mich interessierte nur, weshalb Zablun mein Goldstück ausgetauscht hatte. Aber langweilig wurde es mir jetzt doch. Nach drei Stunden gab ich es auf und kehrte in meine eigenen Räume zurück. Das Bett tat gut, doch kaum war ich eingeschlafen, läutete das Telefon.

»Mal – deine Münzsammlerfreunde sind aufgeregt wie Provinzler in einer Spielhölle bei einer Razzia. Sethys ist

vor einer Minute durch den Haupteingang. Er steht jetzt draußen im Regen und flucht, weil ihm der Garagenwärter den Wagen nicht schnell genug herausschaffen kann.«

»Ich bin sofort unten«, sagte ich. »Besorg mir einen fahrbaren Untersatz – irgendeinen – ehe er seinen hat.«

Sechs Minuten später saß ich in dem importierten Sportwagen, den Anzio mir in aller Eile organisiert hatte. »Aber bring ihn um Himmels willen in einem Stück zurück, Mal«, beschwore er mich. »Er gehört einem Öl scheich in der Turmsuite ...«

»Wenn sie mich erwischen, kannst du sagen, ich hätte ihn gestohlen«, beruhigte ich ihn. Ein weiterer Fünfziger wechselte den Besitzer. Wenn das so weiterging, durfte ich zusehen, daß ich ein paar Maharadschas für ein nettes Pokerspielchen aufgabelte.

Die Turbos summten, als ich ganz leicht aufs Gas stieg. Sethys hatte auch eben seinen Wagen bekommen und stieg mit drei anderen Numismatikern ein. Ich gab ihnen hundert Meter Vorsprung, dann folgte ich dem hochtourigen Monojag.

Die Fahrt ging durch die Innenstadt westlich zu den Lagerhäusern. Der Monojag wurde langsamer und hielt an. Ich ebenfalls, hinter ihm im Schatten der Häuser. Zwei Männer sprangen aus Sethys Wagen und liefen in eine Seitengasse. Der Monojag fuhr weiter, um den Block herum, dann parkte er. Sethys und der vierte stiegen ebenfalls aus und verschwanden plötzlich. Ich schätzte, daß sie sich genau am entgegengesetzten Ende der Gasse befanden, in die die beiden anderen gerannt waren. Beabsichtigten sie, jemandem den Weg zu versperren? Wenn ja, hatten sie nicht an den Feuerausgang gedacht, den jedes der Gebäude hier hatte und der gerade dort

herausführte, wo ich meinen geborgten Humber geparkt hatte. Ich lief zurück, aber alles war ruhig. Niemand hatte bisher versucht, durch den schmalen Spalt die Flucht zu ergreifen. Außer mir war überhaupt niemand hier, und ich kam mir ein wenig komisch vor im strömenden Regen, in meinem Trenchcoat über dem Schlafanzug und ohne Socken um drei Uhr früh.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch im Feuerausgangsspalt – leise vorsichtige Schritte. Ich drückte mich an die Wand, meine .38er in der Rechten. Die Schritte kamen näher, und da waren nun auch laute von eiligen Füßen, offenbar bereits recht dicht bei dem Flüchtling.

Und schon hörte ich ein heftiges Keuchen, einen unterdrückten Schrei und etwas wie dumpfe Schläge. Wer immer auch zu entkommen versucht hatte, er war von Sethys Ganoven erwischt worden. Aber was ging es mich an? Ich brauchte nur in mein Hotel zurückzukehren und die ganze Sache vergessen. Das war das Klügste. Aber hatte ich mich je schon darum gekümmert, was das Klügste war?

Ich schlich auf Zehenspitzen in den sechzig Zentimeter engen Spalt. Etwa drei Meter entfernt stand einer der Sethys-Leute und hatte seine Arme von hinten um einen schmächtigen Burschen in einem viel zu großen Mantel geschlungen. Mit ein paar lautlosen Schritten war ich dort. Ich packte den Sethys-Mann am Schlafittchen und hieb ihm meine Pistole gegen die Schläfe. Er kam nicht einmal mehr dazu, einen Laut von sich zu geben, ehe er ein Schläfchen machte.

Aber trotzdem mußte einer der anderen mich bemerkt haben, denn da zischte eine der Stahlkugeln von oben herunter, wie man sie gewöhnlich zum Häuserzertrümmern verwendet. Sie streifte mich nur, doch das genügte. Ich

ging zu Boden und hörte alle Englein singen. Und dann brach auch noch die Wand ein, und es regnete Ziegelstücke. Durch funkelnde Sterne hindurch sah ich das schmale verängstigte Gesicht einer Frau.

Wie ich es schaffte, ist mir selbst nicht klar. Ich torkelte auf die Füße, griff nach dem Arm der Frau, den sie ausgestreckt hatte, als wollte sie mich damit abwehren, und stieß schnaufend hervor: »Schnell – Wagen – dort. Kommen Sie mit.«

Blut sickerte über ihr schmales Gesicht. Sie sah nicht viel besser aus, als ich mich fühlte. »Schnell!« drängte ich erneut, und sie kam zögernd mit. Ich mußte den Humber erreichen, ehe meine Knie versagten und mein Schädel platzte.

Es schien mir endlos, bis wir die paar Meter zur Straße hinter uns hatten. Ich war sicher, daß Sethys' Folterknechte auf uns warteten, aber wir konnten ungestört einsteigen und davonbrausen.

Sie blockierten den Weg bei der Einfahrt zur Hauptstraße, aber irgendwie gelang es mir, halbbetäubt wie ich war, rechts durch einen Spalt, der nicht breiter als mein Wagen war, auszuweichen.

Sechs Blocks vom Hotel parkte ich den Wagen. Die Frau auf dem Beifahrersitz blickte sich um, dann sah sie mich fragend an.

»Von hier aus geht's zu Fuß weiter«, erklärte ich ihr mühsam. Meine Zunge war viel zu dick für meinen Mund. Der Schmerz hatte ein wenig nachgelassen, aber die Straße drehte sich wie ein Karussell. Ich hielt mich an der Wagentür fest und wischte mir das Blut vom Kinn. Als die Straße sich beruhigt hatte, marschierten wir zu einer Bar auf der anderen Seite und setzten uns an einen Tisch beim

Hinterausgang. Ein hagerer, sonnenverbrannter Kellner nahm meine Bestellung für zwei doppelte Scotchs an. Meine hübsche, wenn auch im Augenblick ein wenig mitgenommene Begleiterin hatte noch keinen Ton über die Lippen gebracht.

»Bis jetzt haben wir Glück gehabt«, wandte ich mich an sie, doch da kam der Hagere auch schon mit den Drinks. Ich goß meinen in einem Zug hinunter. Das Mädchen nahm ihr Glas mit beiden Händen und schluckte. Dann ließ sie das Glas fast fallen, und ich hatte schon Angst, sie würde ersticken. Offenbar war sie keine scharfen Sachen gewohnt.

»Nicht so hastig«, mahnte ich und hielt ihr das Glas mit Wasser hin. Sie roch daran und trank es in einem Sitz aus.

»Sie haben bestimmt Hunger«, meinte ich. Da war auch schon der Kellner und gab mir ein Handtuch. Es war feucht und kalt.

»Sie haben ein paar Kratzer auf der Stirn übersehen«, erklärte er mir. »Und Ihre Freundin könnte es auch brauchen.« Er warf einen Blick auf das immer noch ein wenig blutige Gesicht, die klatschnassen Haare unter dem Schal, den viel zu großen Mantel und den hungrigen Ausdruck.

»Danke«, murmelte ich. »Haben Sie etwas zu essen für uns? Heiße Suppe vielleicht?«

»Ich bringe Ihnen etwas«, versicherte er mir, ohne irgendwelche neugierigen Fragen zu stellen. Ich wartete, bis der Fettwanst am Nebentisch sich schnaufend wie ein Walross erhob und davonwatschelte, dann beugte ich mich über den Tisch. Die dunklen Augen blickten mich immer noch ein wenig argwöhnisch an.

»Wer sind Sie?« fragte ich leise. »Worum geht es

eigentlich?«

Ihre Züge spannten sich. Sie hatte schöne regelmäßige Zähne, aber sie waren fest zusammengepreßt.

»Heh«, erinnerte ich sie. »Ich bin auf Ihrer Seite. Jeden Feind Sethys betrachte ich als Freund.«

Sie fröstelte, ihre Finger zitterten. Ich legte meine Hand darüber. Sie waren kalt wie ein Putenschenkel im Tiefkühlschrank.

»Sie brauchen keine Angst mehr zu haben«, beruhigte ich sie. »Wir werden zur Polizei gehen. Selbst in Zeiten wie diesen lassen sie einen Mordversuch nicht unter den Tisch fallen.«

Der Kellner kam mit zwei Riesentellern Fischsuppe und dazu noch ein paar Sandwiches zurück. Das Mädchen wartete kaum, bis er ihren Teller abgestellt hatte. Sie packte den Löffel und futterte gierig alles in sich hinein, bis er so sauber wie von einer Katze ausgeschleckzt war. Danach verschlang sie noch zwei Schinkensandwiches.

»Na, satt?« fragte ich. »Vielleicht können wir uns jetzt unterhalten. Sie haben mir immer noch nicht gesagt, wer Sie sind.«

Sie warf mir einen dankbaren Blick zu und versuchte sogar ein Lächeln, dann flüsterte sie etwas, das sich anhörte wie: »*Ithat ottoc otacu.*«

»Großartig«, brummte ich. »Das hilft. Die einzige Person, die Licht in das Dunkel bringen könnte, spricht Hinteroberchinesisch.«

»*Ottoc oll Thitassa*«, pflichtete sie mir bei.

Ich kaute an meiner Lippe und starrte sie an. »Wir brauchen ein stilles Kämmerlein, wo wir uns verkriechen können«, murmelte ich zu mir selbst. »Es wäre vielleicht gut, aus Miami zu verschwinden, aber warum, zum Teufel?

Mir gefällt es hier. Mr. Sethys kann mich nicht vertreiben.«

Ein mittelgroßer Mann in dunklem Anzug rutschte von seinem Barhocker und kam in unsere Richtung. Er blieb bei der Musikbox stehen und tat, als studiere er die Titel. Er war etwa fünfunddreißig, von unauffälligem Äußeren, mit hellbraunem Haar und fliehendem Kinn. Er schien mir ein bißchen lange für seine Auswahl zu brauchen.

»Warten Sie bitte hier«, sagte ich zu dem Mädchen. Ich hoffte, sie verstand mich. Ich schob meinen Stuhl zurück. Der Mann warf einen schnellen Blick in meine Richtung, dann ging er eilig zur Tür. Ich folgte ihm in den Regen hinaus. Er rannte fast, und ich hinter ihm her. Ich packte ihn an der Schulter und wirbelte ihn herum. »Heraus mit der Sprache!« sagte ich drohend. »Und versuchen Sie keine Tricks. Ich habe meine Pistole auf Ihren zweiten Mantelknopf gerichtet.«

Das Kinn klappte herunter, er hob die Hände.

»Beeilen Sie sich, Mister.«

Er blickte hilfesuchend die Straße auf und ab. »Hören Sie«, sagte er heiser. »Schießen Sie nicht, bitte. Sie können meine Brieftasche haben – und meine Uhr ...« Er fummelte an dem Metallband herum.

»Hören Sie auf mit der Komödie!« knurrte ich. »Wer ist Sethys? Und was bedeutet ihm die Münze? Wer waren die Männer, die den Seemann verfolgt haben? Und weshalb habt ihr das Mädchen zusammengeschlagen?«

»Hah?« Er hatte jetzt seine Uhr abgenommen und ließ sie auf den Boden fallen. Er lehnte sich zitternd an die Hauswand. Sein Gesicht war fahl vor Angst.

»Letzte Chance.« Ich rammte ihm den Lauf in den Magen, und er quietschte wie ein Ferkel. »Die Brieftasche!« befahl ich. »Ich will sie sehen.«

Er wühlte in der Tasche. Ich griff schnell zu und warf einen Blick in seine Brieftasche. »Jim Ezzard, Miami, 319 S., Tulip Way« stand auf seiner Ausweiskarte. Ich ließ ihn seine Taschen umdrehen, aber er trug nur die üblichen Sachen – Kleingeld, Zigaretten, Feuerzeug, zerfetzte Papiertaschentücher, verfallene Parkscheine und ähnliches – bei sich. Ich hatte mich demnach getäuscht.

»Sehen Sie zu, daß Sie heimkommen, Jim«, brummte ich finster.

Er hob seine Uhr auf und rannte, was er konnte. Aus sicherer Entfernung warf er noch einen ängstlichen Blick zu mir zurück.

In der Bar wartete das Mädchen noch, wo ich sie verlassen hatte. »Falscher Alarm«, erklärte ich ihr. »Ich bin offenbar schon allergisch gegen unauffällig aussehende Burschen.«

Sie lächelte mich an, und ihr Lächeln gefiel mir. Man konnte gut mit ihr reden, sie widersprach einem nicht. »Gehen wir«, schlug ich vor und half ihr hoch. »Wir suchen uns ein Quartier ganz in der Nähe. Wir brauchen beide ein wenig Schlaf. Morgen sehen wir dann weiter ...«

Der Kellner kam herbei, und während er unsere Zeche zusammenrechnete, flüsterte er: »Ich weiß nicht, ob es etwas mit euch zu tun hat, aber da sind ein paar Burschen, die ein Auge auf den Vorder- und Hintereingang haben.«

Der Hinterausgang führte auf einen Hof mit überquellenden Abfalltonnen, leeren Kisten und Kartons. Wir spähten vorsichtig die Gasse auf und ab, die zu dem Hof führte, dann hielten wir uns rechts und schlichen auf Zehenspitzen ganz dicht an der Mauer entlang. Der Bursche, der nach Angabe des Kellners hier postiert war, machte offenbar einen kleinen Spaziergang. Wir glaubten

uns schon fast in Sicherheit, da kam er uns entgegen. Er hielt eine Pistole in der Rechten. Ich schnellte mich auf ihn und warf ihn zu Boden. Die Pistole schlug scheppernd auf. Ich umklammerte seine Handgelenke. Er versuchte, nach mir zu beißen, und schlug mit den Beinen um sich.

»Nehmen Sie seine Krawatte«, zischte ich dem Mädchen zu und versuchte es ihr mit Kopfbewegungen klar zu machen. Sie zog den Gürtel ihres überdimensionalen Mantels aus den Schlingen, kniete sich neben den Burschen und verschnürte ihn wie ein Berufspacker.

»Und jetzt heraus mit der Sprache«, forderte ich ihn auf. Er mahlte mit den Kiefern, als müßte er sein Mehl für den Sonntagskuchen selbst herstellen. Dann verzerrte sein Gesicht sich plötzlich, er bäumte sich auf, und Schaum trat aus seinem Mund, ehe er schlaff zusammensank. Ich fühlte nach seinem Puls – ein Eisbein konnte nicht weniger haben.

Das Mädchen beobachtete mich mit großen Augen, als ich seine Taschen durchsuchte. Sie waren leer.

»Der Verein hat es offenbar nicht gern, wenn man zu indiskrete Fragen stellte«, brummte ich mißmutig. »Und an Menschenmaterial scheint er auch keinen Mangel zu haben.«

»*Im allak ottruru*«, bedeutete mir das Mädchen und schritt mir voraus zum Ende der Gasse und auf die freie Straße.

Zehn Minuten später fanden wir eine Pension, die früher vielleicht einmal respektabel gewesen sein mochte. Der schlampige Alte, der auf unser Klopfen öffnete, verlangte zehn Dollar. Ich drückte ihm fünfzehn in die Hand. »Der Rest ist für Ihr freundliches Lächeln, Opa«, erklärte ich ihm. »Und Sie können noch ein Scheinchen haben, wenn

Sie vergessen, daß es uns überhaupt gibt.«

»Sind die Bullen hinter euch her?« fragte er.

»Aber nein«, tat ich erstaunt. »Ihr Bruder. Er will, daß sie ihm ihr Leben lang den Haushalt führt. Aber wir wollen heiraten.«

Er zeigte seine gelben Zähne in einem breiten Grinsen. »Geht mich nichts an«, brummte er. Er gab mir zwei Schlüssel an gewaltigen Holzeiern. »Wie lange wollt ihr bleiben?«

»Ein paar Tage.« Ich blinzelte ihm verschwörerisch zu.
»Sie wissen schon ...«

»Vorauszahlung jeden Morgen«, erklärte er. Er deutete auf die Treppe, machte jedoch keine Anstalten vorauszugehen, um uns die Zimmer zu zeigen.

5.

Die zwei sogenannten Zimmer waren vermutlich früher einmal Großmamas Bügelkammer gewesen, die man dann durch eine provisorische Trennwand in zwei Gästezimmer verwandelt hatte. Ich nahm mir das Verlies näher an der Treppe, falls jemand des Nachts auf komische Ideen kommen sollte. Es hatte eine in der Mitte durchgelegene Matratze auf einem Eisengestell, einen wackligen Metallstuhl und eine Kommode, von der eine Lade fehlte, dafür lag ein maschinengehäkeltes Deckchen darauf.

»Ein Fürstenappartement«, versicherte ich meiner neuen Freundin. Ich führte sie, vorbei an der verhängten Duschkabine mit dem WC, zu ihrem Luxusgemach, das an Komfort in etwa meinem glich. Sie setzte sich sofort auf das Bett. Ihr Gesicht war fast grünlich bleich, und schwarze Ringe zeichneten sich um ihre Augen ab. Sie war total erschöpft.

»Komm, ziehen Sie Ihren nassen Mantel aus«, forderte ich sie auf. Ich holte ein vergilbtes Leinenhandtuch, steif wie ein Brett, aus der Duschkabine, und hielt es ihr entgegen. Sie starrte mich nur an, konnte jedoch kaum noch die Augen offenhalten.

Sie rührte sich überhaupt nicht, als ich ihr den Mantel aufknöpfte. Ich hob sie auf die Füße, um ihn ihr abnehmen zu können. Es war ein uralter Trenchcoat mit speckigem Kragen und voll Flecken. Er sah aus, als hätte sie ihn einer Vogelscheuche abgenommen. Ich wollte eine entsprechende Bemerkung machen und riß statt dessen unwillkürlich den Mund auf. Sie trug einen Bodysuit aus schwarzgrünem Metall, der wie eine zweite Haut anlag.

Und ihre Figur – sie hätte die *première danseuse* in den Folies-Bergère weit in den Schatten gestellt. Sie langte hoch und zog den Schal vom Kopf. Seidige schwarze Locken quollen herab. Dann gaben ihre Knie nach, sie sank aufs Bett und war auch schon eingeschlafen.

Ich betrachtete sie nachdenklich. Ob sie Polynesierin war? Oder Mexikanerin? Oder Araberin? Aber so recht paßte weder das eine noch das andere. Sie war von einem Typus, der mir nie zuvor untergekommen war. Auf jeden Fall war sie bildschön und höchstens fünfundzwanzig, und sie sah im Schlaf unwahrscheinlich unschuldig aus.

Ich taumelte selbst todmüde in mein Kämmerlein und erinnere mich nicht einmal mehr, wie ich ins Bett gekommen bin.

Am nächsten Morgen regnete es immer noch. Mein Hals war steif, mein rechtes Auge geschwollen, und meine Lippen sahen aus, als gehörten sie einem Zulu.

Die Verbindungstür schwang auf. Ich packte meine .38er und richtete sie auf die gertenschlanke Gestalt im hautengen Coverall. Sie zuckte nicht einmal zusammen, sondern lächelte mich zögernd an und trat weiter ins Zimmer, ohne sich um die Pistole zu kümmern. Ich hatte das komische Gefühl, daß sie keine Ahnung hatte, was das Ding in meiner Hand war.

»Guten Morgen«, begrüßte ich sie. Ich legte die Waffe aufs Bett und stand auf.

»Gunmorn.« Sie lächelte ein bißchen stärker. Der gehetzte Ausdruck auf ihrem Gesicht war verschwunden, doch sie sah immer noch wie jemand aus, der seit Tagen nichts gegessen hatte. Aber sie war große Klasse, auf ihre exotische Art. Da erst kam mir, was sie gesagt hatte. »Ah, dann sprechen Sie ja doch Englisch. Bin ich froh! So

kommen wir wenigstens weiter. Ich weiß nicht, was Sie getan haben, daß Sethys Sie jagen ließ, aber ich bin auf jeden Fall auf Ihrer Seite. Erzählen Sie es mir jetzt?«

»*Ot ottroc atahru*«, sagte sie sichtlich verlegen.

»Fängt das wieder an! Ich hab' doch gehört, daß Sie >guten Morgen< wie ein braves Mädchen sagten ...«

»Gunmorn, braves Mechen«, echte sie.

Ich schüttelte enttäuscht den Kopf. »Wie ein Papagei«, brummte ich.

»Winpapagai.« Sie blickte mich erwartungsvoll an.

»Ist vielleicht gar nicht so schlecht.« Ich legte eine Hand auf ihren Arm. »Ich bin zwar sicher kein guter Lehrer, aber möglicherweise kann ich Ihnen doch soviel Amerikanisch beibringen, daß wir uns verständigen können.« Ich deutete auf mich. »Malcolm Irish.«

»Akmalcomairisch«, wiederholte sie.

»Lassen Sie das Akk. Es heißt Malcolm – aber nennen Sie mich lieber Mal.«

»Akmal.« Sie schaute ein wenig verwirrt drein.

»Na gut, und wie heißen Sie?« Ich deutete auf sie.

»Akricia«, erwiderte sie sofort und neigte ihren Kopf.

»Akricia«, echte nun ich, und ihr Gesicht leuchtete auf. »Wie wär's, wenn ich dich Ricia nenne?« Unwillkürlich war ich zum Du übergegangen. »Das ist kürzer und netter.«

Erneut spiegelte sich Verwirrung auf ihren Zügen ab und dann noch ein paar andere Gefühlsregungen, die ich nicht zu deuten wußte. Dann neigte sie wieder den Kopf. »Ricia«, flüsterte sie. »Mal ...« Sie kaute an der Unterlippe, dann zog sie einen silberfarbigen Ring von ihrem Finger und hielt ihn mir mit gesenktem Blick entgegen. Ich nahm ihn, er war sehr breit und schwer. »Ein sehr schönes Stück«, lobte ich.

Sie schien offenbar auf irgend etwas zu warten. Also streifte ich den Ring über meinen kleinen Finger. Ich hatte das Gefühl, daß wir nun offizielle Freunde waren.

»Danke, Mädchen«, sagte ich. »Es ist ein reizendes Geschenk. Aber jetzt wollen wir mit unserem Unterricht weitermachen.« Ich drückte ihre Hand – da fielen mir plötzlich ihre nicht ganz sauberen Finger und die abgebrochenen Nägel auf.

»Ricia, du brauchst ein heißes Bad.« Ich deutete auf die Duschkabine. »Ich besorge dir inzwischen etwas zum Anziehen. Mir selbst würden frische Socken auch nicht schaden.« Ich zog den Duschvorhang zurück und schaltete die Brause ein. Ricia nickte begeistert und tastete nach einem unsichtbaren Verschluß an ihrem Bodysuit.

Ich gab dem Alten unten einen größeren Schein und erklärte ihm, was wir benötigten. Er stapfte zufrieden davon, als ich ihm zusätzlich noch einen Fünfziger in die Hand gedrückt hatte.

In einer halben Stunde war er mit einem Rieseneinkaufsbeutel voll Fressalien, Toilettenartikeln und ein paar Kleidungsstücken zurück. Ich schob Ricia, was sie benötigen würde, durch den Vorhang und deckte uns die Kommode mit einem lukullischen Frühstück. Zehn Minuten später trat sie aus der Kabine, frisch wie ein neugeborenes Baby und im gleichen Bekleidungszustand. Ihr Haar war kunstvoll mit einem Schleifchen aus dem Kosmetikkästchen zusammengehalten, und ihre Nägel glänzten rosig.

»Schön«, kommentierte ich. »Ein wenig unkonventionell, aber schön. Trotzdem wäre es vielleicht besser, wenn du doch etwas überstreifen würdest, solange mein Blut noch nicht überwallt.« Ich hielt ihr den Einteiler

entgegen, den der Alte für sie besorgt hatte, und sie nahm ihn auch. Doch als sie die Essereien sah, ließ sie ihn achtlos fallen und schritt mit glänzenden Augen darauf zu. Die geschlossenen Packungen schienen ihr nicht viel zu sagen, aber sie hob eine Orange auf, roch daran und biß hinein. Sie schmeckte ihr offensichtlich, mit Schale und allem. Ich stand nur da und sah ihr zu, wie der Saft über ihre sanfte Haut mit dem leicht olivfarbigen Schimmer lief, und fragte mich, wer – und was – das zierliche Wesen war, das ich da unter meine Fittiche genommen hatte.

Ricia hatte eine phänomenale Begabung, die Worte zu behalten, die ich ihr beibrachte – und war unwahrscheinlich unwissend, was die Sitten und Gebräuche unserer Gesellschaft betraf. Beim Kaffee rümpfte sie die Nase, vor dem Dosenfleisch ekelte sie sich. Aber ihr schmeckte das Brot, nachdem sie es äußerst zögernd probiert hatte. Nur die Früchte waren ihr offenbar vage vertraut.

Nach einer Stunde konnte sie schon ein wenig mit mir reden – sie benutzte Worte wie: »Ricia essen, Mal essen, gut, nein. Heute, morgen, gehen.«

»Wir müssen bis zum Einbruch der Dunkelheit hierbleiben«, erklärte ich ihr.

Sie nickte, als hätte sie jedes Wort verstanden. Sie saß am Spiegel und probierte eine neue Frisur aus.

Inzwischen überlegte ich, was wir tun könnten, sobald wir dieses Loch verließen. Zur Polizei zu gehen, würde uns bestimmt nicht viel einbringen. »Es gibt gewiß Boote hier. Eine kleine Jacht wäre genau das Richtige für uns. Dieser Sethys ist offenbar noch gefährlicher, als ich annahm. Vielleicht hat der Seemann doch nicht phantasiert. Vielleicht gibt es wirklich dressierte Elefanten unter dem Eis? Und dort können sie auch bleiben. Wir verziehen uns

in nördlichere Gegenden und suchen uns ein hübsches Städtchen, wo der Boden nicht allzusehr wackelt und ...«

»Sethys, nein. Mal und Ricia gehen heute.« Sie sah aus, als hätte sie Angst, vielleicht war es aber nur ein Ausdruck der Anstrengung, weil sie meine Worte zu verstehen versuchte und sich selbst nicht wirklich verständlich machen konnte.

»Ich wollte, du könntest mir alles erklären, Ricia«, murmelte ich. »Wer ist Sethys? Warum hat er dir seine Jungs auf den Hals gehetzt? Wie bist du überhaupt in diesen Teil der Stadt gelangt? Woher kommst du eigentlich?«

Sie schüttelte den Kopf und sah ein wenig eigensinnig aus. Sie verstand mich sehr wohl – sie wollte nur nicht reden. Ich drängte sie nicht.

»Ich gehe jetzt und sehe zu, daß ich ein Boot für uns finde«, erklärte ich ihr, als die Sonne endlich untertauchte. »Laß niemanden herein, solange ich nicht zurück bin. Und vergiß die Pistole nicht.« Ich drückte ihr die .38er in die Hand. Ich hatte ihr bereits gezeigt, wie man damit umging.

»Hab keine Hemmungen. Wenn jemand ungebeten eindringt, dann schieß. Er hat es nicht besser verdient.«

Sie lächelte tapfer. Ich wußte, es gefiel ihr nicht, daß ich sie alleinließ, auch die Pistole mochte sie nicht, aber sie sah offenbar ein, daß es so besser war.

Der alte Bob, unser Zimmervermieter, blickte mir mißtrauisch entgegen, als ich die Treppe herunterkam. »Sie wollten sich hier wohl einen Bart wachsen lassen, damit man Sie nicht wiedererkennt«, brummte er.

»Im Gegenteil«, erwiderte ich. »Damit man mich wiedererkennt. Ich habe früher immer einen getragen. Ich wollte gestern einen alten Freund um ein paar Scheine

anhauen, da hat er mich wie einen Fremden behandelt?«

»Hah?« Bob starrte mich durchdringend an. »Ich wollte Ihnen ohnehin sagen, daß ich den Preis erhöhen muß. Fünfzehn Dollar ab Montag.«

»Fünfzehn.« Ich nickte. Ich lehnte mich vertraulich über das Pult. »Ich hätte es Ihnen vielleicht schon eher sagen sollen, aber ich war mir nicht sicher, ob Sie dann nicht durchgedreht hätten.« Ich blickte mich um, machte einen Schritt zurück und spähte hinter den Gummibaum. Bob ließ kein Auge von mir.

»Ich gehöre zum Bombenentschärfungskommando«, verriet ich ihm flüsternd. »Das Mädchen ist ein Medium – zweites Gesicht, wissen Sie? Sie ist uns eine große Hilfe bei unserer Arbeit. Es gibt jetzt viele Verrückte, die nicht damit fertig werden, daß sie alles verloren haben.«

»Wa-as ist mit einer Bombe?« Bobs Adamsapfel hüpfte aufgereggt.

»Dachte mir schon, daß Sie kapieren würden. Kluges Köpfchen. Sie haben Feinde, Bob. Aber das hat wohl jeder so erfolgreiche Mann wie Sie. Es ist eine von diesen chinesischen Dingern, nicht viel größer als ein Pillenrörchen, aber mit genug Saft, um das Haus über ganz Florida zu verstreuen. Wir sind schon ziemlich sicher, daß sie in der Abstellkammer im zweiten Stock versteckt ist. Bis morgen abend müßten wir sie gefunden haben. Also machen Sie sich keine Sorgen, wir sind zu Ihrem Schutz hier. Also, dann bis später.«

Mit Mühe und Not brachte er einen Ton heraus. »Wo – wo gehen Sie denn hin? Sie können mich doch nicht mit der Bombe alleinlassen!«

»Tapfer, Bob, tapfer. Ich muß ja gestehen, daß mir auch ein bißchen mulmig ist. Aber ich brauche noch ein paar

Kleinigkeiten zum Entschärfen.«

Ich war bester Laune, als ich das heruntergekommene Haus verließ, weil ich Bobs Habgier ein wenig versalzen hatte und weil nirgends etwas Verdächtiges zu sehen war. Freund Sethys würde uns in dieser Nachbarschaft gewiß nicht vermuten. Trotzdem schlug ich den Kragen von Ricias schmutzigem Trenchcoat hoch und hielt den ganzen Weg zum Hafen Ausschau nach unauffällig aussehenden Männern mittleren Alters.

Die meisten Anlegeplätze waren umzäunt und versperrt. Ich spazierte weiter in nördlicher Richtung zu der weniger respektablen Gegend. Alles mögliche war hier angeschwemmt, und es stank auch entsprechend. Ein großer Zementschuppen lag vor mir, mit einem Riesenschild: »Vermietung und Verkauf von Booten.« Der Haupteingang war verschlossen, aber eine Hintertür knarrte im Wind. Im Büro, zu der sie führte, lagen die Papiere auf dem Boden und den beiden Schreibtischen, und die Schubladen des Aktenschanks waren herausgezogen. Eine unverschlossene Tür brachte mich hinaus auf den Kai. Drei Kähne dockten hier, einer davon eine seetüchtige Jacht, nicht mehr neu, aber ziemlich robust und mit starkem Motor. Das beste an ihr aber waren die Kisten und Kartons, die am Heck verstaut waren, darunter Armeerationen, mit denen man ein ganzes Bataillon eine Woche lang hätte verpflegen können. Hinter den Kartons entdeckte ich ein längliches Segeltuchbündel. Neugierig, wie ich nun mal bin, öffnete ich es. Es enthielt zwei Lederetuis, eines mit einer .375er Weatherby, das andere mit einem gefährlich aussehenden Automatikgewehr mit Zusatzmagazin. Ich wußte, daß es das neueste Armeemodell war und seine Tausendrundentrommel in zwei Sekunden vollautomatisch

ausspucken konnte – ein Stahlhagel, dem auch kein Nilpferd gewachsen war. Jemand hatte sorgfältigste Vorbereitungen für eine schnelle Flucht getroffen.

Die Kajütentür war zugesperrt. Ich gestattete mir, sie mit einem rostigen Fischmesser zu öffnen, das auf dem Deck gelegen hatte. Die Tür schwang auf. Der Gestank, der herausdrang, warf mich fast um. Auf dem Boden, zwischen den Kojen, lag das, was einmal ein Mann gewesen war. Er war nicht so sehr verwest, als durch die ungeheuerliche Hitze in dem engen geschlossenen Raum mumifiziert. Zwei beachtliche Löcher in seinem teuren Blazer verrieten, wie er sein Ende gefunden hatte.

Er war erstaunlich leicht. Ich hob ihn über die Reling. Als er im Wasser verschwand, übergab ich mich.

Es fehlte nichts an Bord, er hatte an alles gedacht: einen kompakten Seewasserumwandler, Kleidung für jedes Wetter, eine Bar wie im besten Hotel und sogar Bücher gab es. Ich überprüfte die Maschinen, sie waren bestens im Schuß, und als alter Marineinfanterist konnte ich auch damit umgehen.

Nun brauchte ich nur noch Ricia zu holen. Auf dem Heimweg brausten mehrere Wagen an mir vorbei, und kurz darauf spürte ich die Schockwelle. Das Pflaster schwankte unter meinen Füßen. Aber das war erst der Anfang. Ich nahm die Beine in die Hand. Die nächste Welle legte mich flach. Die Häuser wackelten, Ziegel regneten herab. Überall rannten nun Menschen, einige auf mich zu, andere neben mir her. Schreie und der Krach einstürzender Mauern erfüllte die Luft. Die nächste Welle hob die Flüchtenden von den Füßen, während ich sie wie ein Wellenreiter ritt und über die Mauersteine sprang, die sie mir entgegenwarf.

Der nächste Stoß war noch schlimmer. Ich machte unliebsame Bekanntschaft mit dem Pflaster und rappelte mich wieder auf, während ringsum die Häuser zusammenfielen. Ich war nun unserer Pension schon ganz nahe. Sie war vom Feuer im Haus gegenüber beleuchtet. Die Haustür war aus den Angeln gehoben. Ich nahm die Stufen in einem Satz. Ein Teil der Decke war eingebrochen. Bobs Hand ragte unter den Trümmern hervor. Die Treppe war nicht mehr. Ich stürmte durch den noch stehenden Teil des Erdgeschosses und fand die Hintertreppe.

Im ersten Stock sah es auch nicht viel besser aus. Der Gang war verschüttet. Ich kroch durch ein Loch in der Wand und kam etwa zwei Meter vor meinem Zimmer heraus. Drinnen erwartete mich das umgestürzte Mobiliar, Glasscherben und etwa ein Zentimeter Wasser aus der geborstenen Leitung. Ich watete hindurch und brüllte Ricias Namen.

Sie antwortete nicht. Das Bett war unter der herabgefallenen Decke zusammengebrochen. Die Kleidungsstücke, die Bob für sie besorgt hatte, waren malerisch mit den Essensresten verstreut. Von dem Mädchen keine Spur. Ich atmete tief und versuchte meine Gedanken zu ordnen. Ich hatte Ricia gebeten, im Zimmer zu bleiben, das hatte sie nicht getan. Zum mindesten war sie aber hier nicht gestorben. Sie befand sich demnach irgendwo draußen auf der Straße. Höchste Zeit, daß ich mich ihr anschloß. Ich kämpfte mich durch die Trümmer und – starre in den Lauf einer Pistole, die Sethys in der Hand hielt.

6.

Er stand etwa zehn Schritt von mir entfernt, mit völlig ausdruckslosem Gesicht. Seine Schultern waren bemehlt vom Staub, sein sonst so geschniegeltes Haar war zerzaust, und er hatte einen dunklen Streifen am Kinn. Aber die Hand mit der Pistole zitterte nicht im geringsten. Ich sah, wie sein Finger sich spannte – da hielt der Boden es für angebracht, tüchtig zu schaukeln.

Sethys schwankte, streckte eine Hand aus, um sein Gleichgewicht wiederzugewinnen. Die Pistole ging los, und der Heizkörper neben mir hallte wie eine Glocke. Staub stieg von den Ritzen zwischen den Dielenbrettern auf. Sethys spreizte die Beine und zielte erneut ...

Ein Stück der Decke senkte sich und raubte ihm die Sicht. Er sprang zur Seite, zwischen das Hindernis und die Wand. Das Bersten von Metall war zu hören. Ein Teil des aufgerissenen Zwischenbodens unter dem Plafond schwang seitwärts, und ein herabhängendes spitzes Eisenstück drang Sethys in den Magen. Er stand zuerst still, als begreife er es nicht. Dann ruderte er mit den Armen, die Pistole entglitt seinen Fingern und verschwand in einem Bodenspalt. Im gleichen Augenblick kam durch das Loch in der Decke der verrostete Heizkörper von oben herab. Als der Trümmerstaub sich wieder gesetzt hatte, lag Sethys mit dem Gesicht zum Boden unter dem Heizkörper und ein zersplittertes Balkenstück ragte aus seinem Rücken.

Es war kein Vergnügen, seine Taschen zu durchsuchen, aber es schien mir notwendig. Ich fand eine klein zusammengefaltete Karte der Weltmeere mit Tiefenangaben, die nun nicht mehr viel zutreffender waren

als ein Almanach vom vergangenen Jahr. Eine angezeichnete Stelle fiel mir ins Auge: ein mit der Hand eingetragener Kreis um Kreta – die Insel, die Zablun erwähnt hatte. Aber mir blieb keine Zeit, mir jetzt darüber Gedanken zu machen. Ein weiterer Teil der Decke krachte herab, und ich sah zu, daß ich wegkam.

Das Haus brach nun immer schneller ein. Ich schaffte es gerade noch rechtzeitig über unzählige Trümmer nach unten. Ich kletterte über die Reste der Tür und sah etwas Grünes im Holz eingeklemmt. Ich zog daran und erkannte das metallische Material von Ricias Bodysuit. Es war zweifellos abgeschnitten und nicht gerissen.

Hatte sie mir mit dem Stückchen Stoff einen Wink geben wollen? Offenbar hatte sie doch folgsam gewartet, und dann waren Sethys und seine Knechte gekommen. Letztere hatten sie mitgenommen, und er war geblieben, um mich bei meiner Rückkehr fertigzumachen. Trotz meiner Bemühungen war sie nun also wieder in der gleichen Lage wie vor meiner Einmischung. Ich ließ wütend den Fetzen fallen und stieg hinaus in den Weltuntergang.

Der Schuppen stand noch, und meine Jacht wiegte sich in den Wellen. Der Motor sprang sofort an. Ich fuhr rückwärts heraus und wendete zur offenen See. Die starken Scheinwerfer streiften über entwurzelte Bäume, teilweise herausragende Dächer, deren Ziegel sich längst gelöst hatten, Tierkadaver und auch ein paar Leichen. Drei riesige Wellen holten mich ein und spülten über Deck. Sie ließen mich halbersäuft zurück, aber glücklicherweise hatte ich mich an der Reling festhalten können. Der Jacht schienen die Sturzfluten nichts ausgemacht zu haben. Hinter mir

verschwand Miami. Ich wußte nicht, ob die Stadt am Horizont versank oder von den Wellen verschlungen wurde. Ich hoffte nur, daß Ricia in Sicherheit war – frei oder auch gefangen. Ich erinnerte mich an ihren vertrauensvollen Blick, als ich sie alleingelassen hatte – und jetzt ließ sie mich im Stich.

Aber verdammt, was kann man schon tun, wenn die Stadt um einen herum in Trümmer fällt? Ich dachte an den Ring, den sie mir geschenkt hatte – auch ein Beweis ihres Vertrauens. Zum Teufel damit! Ich zog an dem Silberreif. Er schien an meinem Finger zu vibrieren, mich erinnern zu wollen, daß ich ein Vertrauen enttäuscht hatte. Je heftiger ich an ihm zerrte, desto weniger wollte er sich über meinen Knöchel ziehen lassen. Also gut, ich würde mich später seiner entledigen und das arme Ding vergessen, das ihn mir gegeben hatte.

Jetzt mußte ich erst einmal einen Kurs ausarbeiten. Ich konnte mich nordwärts entlang der Küste halten, bis ich einen geeigneten Hafen fand. Irgendwo in den Bergen würde ich schon ein neues Heim finden, wo es sich aushalten ließ, bis der Kataklysmus vorbei war und das Leben wieder einen normalen Lauf nahm ...

Unwillkürlich dachte ich erneut an das Mädchen und an die Männer mit den ausdruckslosen Gesichtern, die sie davongezerrt hatten ...

Gott verdamme sie! Wo sie wohl jetzt waren? Gewiß nicht in Miami, dazu schienen sie mir zu ausgekocht. Sicher, Sethys hatte Pech gehabt, aber seine Folterknechte waren bestimmt in Sicherheit. Und wo sie sich hingewandt hatten ...

Dann dachte ich an Kreta. Sethys hatte die Insel auf seiner Karte angezeichnet. Zablun hatte sie erwähnt. Die

Münze stammte von dort. Ich holte sie heraus und hielt sie ins Kompaßlicht.

Kreta. Ich hatte nicht viel, wonach ich mich richten konnte. Aber irgendwie brannte der Name in mir. Es würde ein langer Weg sein, doch mit der Ausrüstung an Bord konnte ich es schaffen.

Ich studierte die Nordatlantikkarte, überprüfte den Kompaß und setzte den Kurs. Ich kam mir vor wie ein Narr. Aber trotzdem war mir plötzlich wohler.

Die Route, die ich mir durch den Kanal nördlich der Great Abaco Insel ausgewählt hatte, stellte sich als ein einziger Schlamm heraus. Erst gegen Morgen fand ich einen freien Wasserweg im Norden der Grand Bahama Insel, die jetzt eine Bergkette auf einem neuen Subkontinent war – eine Reihe von grünen Gipfeln über einem Hügelland aus stinkigem grauen Sand.

Langgestreckte Wellen hoben das Heck meines Bootes in einem 15-Sekunden-Abstand und rollten auf die Küste zu. Vier Stunden später befand ich mich an einer Stelle, wo man eigentlich die Bermudainseln sehen müßte. Aber entweder taugte mein Fernglas nichts, oder mein Kurs stimmte nicht, oder ein weiteres schönes Stück Landschaft war unter dem Wasser versunken.

Ja, es war wirklich ein ordentlicher Weg bei Höchstgeschwindigkeit über freies Wasser unter einer Sonne, die von einer hochliegenden Schicht Smog verschleiert war, während eine niedrigere Lage den jetzt nur allzu vertrauten Geruch von heißen Steinen und Schwefel mit sich trug. Fünfhundert Meilen auf offener See mußte ich noch Ascheteilchen aus meinen Augen reiben.

Meine Verpflegung war bedeutend besser als das Dosenzeug, von dem ich mich in letzter Zeit hatte ernähren

müssen. Es gab geräucherten Truthahn, Artischockenherzen, schottisches Weizenbrot, eine größere Auswahl an tiefgekühltem Gemüse und Obst. Nicht einmal an Eiswürfeln für meinen Whisky fehlte es. Und die Weine in den Kisten verrieten den Geschmack eines Kenners.

Das Schiffsradio gab nicht viel mehr als ein Knistern und Krachen her, aber das Tonbandgerät berieselte mich mit klassischer Musik, sofern man bei Wagner noch von Berieseln sprechen kann.

Der Luftzug durch die geöffneten Fenster hatte den Gestank von Verwesung aus der Kajüte vertrieben, aber ich zog es vor, die erste Nacht auf einem Faltbett im Freien zu schlafen. Als ich beim Aufwachen jedoch den Ruß bemerkte, der mich dicht bedeckte, verzog ich mich doch lieber nach unten.

Am dritten Tag drehte sich der Wind, der Himmel verdunkelte sich mit Regenwolken, und dann goß es wie aus Kannen. Aber es schien die Luft zu reinigen. Am Spätnachmittag wagte sich die Sonne wieder heraus und sah mehr wie früher aus, als ich sie in den letzten Monaten gesehen hatte.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang kam Madeira in Sicht, ein verschleiertes Grün weit nördlich meines Kurses. Bei Einbruch der Dämmerung tauchte dann auch die Nordwestküste Afrikas auf. Sie schien ziemlich normal, wenn man von ein paar Schlammflächen absah, die nicht auf der Karte eingezeichnet waren.

Während der Nacht hielt ich nördlichen Kurs, passierte Lichter, die ich als Casablanca und Rabat identifizierte, und erreichte Gibraltar im Morgengrauen. Der berühmte Stein war nicht mehr, dafür gab es einen neuen, etwa dreißig Kilometer breiten Kanal. Eine Strömung von gut

fünfzehn Knoten ergoß sich durch die Straße von Gibraltar. Ich kämpfte gut zwei Stunden damit, bis ich endlich in ruhigeres Wasser unter dem Kap oberhalb von Tétuan kam.

Die Stadt sah recht friedlich aus – und nach vier Tagen auf See mußte ich ganz einfach einen Drink an Land haben. Ich legte an und winkte einem hageren Marokkaner zu, der mich groß anstarrte.

»Ich brauche etwas zu trinken«, erklärte ich ihm. Er nickte und führte mich einen Hang zu einem windschiefen Schuppen hinauf, den lediglich ein riesiges Pepsi-Cola-Schild noch zusammenhielt. Im Innern schob mir eine fette Frau warmes spanisches Bier über die Theke zu und wehrte die lästigen Fliegen mit einer roten Plastikklappe ab. Sie erzählte mir in schlechtem Spanisch ihre Sorgen. Sie hatte eine Menge, aber keine ärgeren als ich.

Der Mann kam mit zwei Jungen herein. »Schönes Boot, Señor«, sagte einer von ihnen bewundernd. »Wohin Sie fahren?«

Sie redeten eine Weile aufeinander ein und benutzten auch die Hände dazu. Mehrmals hörte ich »Kreta« und »Sizilien«. Dann schüttelte der ältere Junge den Kopf. »Nicht können fahren nach Kreta, Señor. Ist alles ...« Er überlegte und wedelte mit den Händen herum. »... trockenes Land dazwischen.«

Ich fragte sie aus, so gut ich konnte und erhielt auch ein ziemlich klares Bild. Sizilien war nicht länger eine Insel. Die Südspitze war mit Kap Bon verbunden, und im Norden vereinte sie sich mit dem italienischen Festland. Na ja, was konnte ich machen? Ich gab der netten Familie eine Handvoll Geld und kehrte zu meiner Jacht zurück. Im letzten Augenblick kam Papa mir mit einem Krug Landwein nach. Ich schenkte ihm noch eine Schachtel

Zigaretten und brach auf.

Sie hatten recht gehabt. Ich schaffte es südlich gerade noch an Sardinien vorbei, aber mein Kiel streifte schon fast den Grund, und die Luft wurde mit jeder Meile stickiger. Nach einem weiteren halben Tag über Untiefen kam ich im Hafen von Neapel an, der noch brav in Meereshöhe lag. Durch die dichte Rauchdecke dort war der feuerspeiende Vesuv nicht mehr als ein heller Schleier. Ich hatte mir die Atemmaske wieder umgebunden und legte um drei Uhr nachmittags in einer Dunkelheit wie bei einer Sonnenfinsternis an. Innerhalb einer halben Stunde hatte ich meine Jacht an einen schnellentschlossenen Burschen verkauft, der wie ein Marsianer in einer antiken Gasmaske aussah und den dreckigsten weißen Anzug trug, den ich je gesehen hatte. Der Handel war für mich nicht der beste, aber ich bekam zumindest, was ich brauchte – einen Turino, ein ziemlich neues Modell sogar. Ich hätte das Boot lieber untergestellt, aber das wäre in Neapel sogar in normalen Zeiten riskant gewesen.

Ich lud zwei Kisten Notrationen aus der Jacht in den Wagen und die verpackte Artillerie. Eine Stunde später war ich schon auf der Straße nach Tarent. Von dort aus, so hatte mir jedenfalls mein neuer Geschäftsfreund versichert, konnte ich mit Luftkissen über etwa hundert Kilometer ehemaligem Meeresgrund bis zum griechischen Festland fahren. Er wußte nichts über Kreta, nahm jedoch an, daß ich hinkommen könnte, ohne mir die Socken naß zu machen.

Mitternachtsschwarzer Dunst verband den Vesuv mit dem Ätna. Leute sah ich die ganze Strecke kaum, selbst in Neapel waren nur wenige auf der Straße gewesen. Der Grund war leicht zu verstehen. Selbst mit geschlossenen

Scheiben und der heftig arbeitenden Filteranlage war die Luft zum Schneiden dick. Ich pflügte mich hindurch. Meine Neuerwerbung schaffte achtzig Sachen über die Apeninen, und hundertvierzig auf der Ebene.

Die Annahme meines Geschäftsfreundes bestätigte sich: Die Straße von Otranto war eine sonnengehärtete Strecke von mit Steinen gespicktem Lehm. Das Licht war hier besser. Die Berge hielten offenbar viel vom Rauch der Vulkane zurück. Die Überquerung dauerte zwei Stunden. Später, auf höherem Grund, schwenkte ich südwärts ab und schlängelte mich durch das gebirgige Land. Gegen Sonnenuntergang erreichte ich ein sumpfiges Terrain, von dessen gegenüberliegendem Ende Kreta wie eine schwache Lichtlinie zu sehen war. Unter überhängenden Felsen am ehemaligen Strand machte ich Rast und schlief bis zum Morgengrauen.

Die Küste Kretas war eine ausgedörrte Felsenlandschaft unter dem von Rauch verfärbten Sonnenaufgang. Etwa einen Kilometer landeinwärts stieß ich auf eine Straße, der ich zu einer Stadt folgte, die auf meiner Karte als Chania angegeben war und offensichtlich nicht allzusehr gelitten hatte, jedenfalls herrschte reges Treiben. Ich parkte auf einer breiten Straße, auf deren Bürgersteig Händler ihre Ware feilboten. Einen halben Block von meinem Wagen entfernt leuchtete ein Neonzeichen – eine Bar. Ich trat ein. Es war ruhig wie in einer Kirche. Ein gedrungener dunkler Mann in sauberer weißer Weste polierte die ohnehin blitzblanke Theke, als ich mich auf einen Hocker schwang.

»Weinbrand«, bestellte ich. »Leisten Sie mir doch Gesellschaft.«

Er füllte zwei Gläser und wir prosteten einander zu. »Kommen Sie aus dem Süden?« fragte er. Ich schüttelte

den Kopf, und er fragte nicht weiter. Die Tür ging auf. Jemand setzte sich auf den nächsten Hocker. Ich sah ihn mir im Barspiegel an. Er hatte ein kantiges, sonnengebräuntes Gesicht, hellblondes Haar im Kennedyschnitt, und einen Nacken wie eine Bulldogge. Ich spürte geradezu, wie sich mein Gesicht zu einem strahlenden Grinsen verzog. »Einen Drink für Mr. Carmody«, bat ich den Barkeeper.

Der Mann neben mir schwang herum. Eine Pranke, auf die ein Boxer stolz gewesen wäre, packte meine Hand und schwenkte sie wie einen Pumpenschwengel.

Wir unterhielten uns zehn Minuten lang über die guten alten Zeiten, als wir noch gemeinsam die Spielhöllen Renos unsicher gemacht hatten, dann warf ich einen Blick aus dem Augenwinkel auf den Barkeeper, der am anderen Ende der Theke beschäftigt war. Was ich jetzt mit Carmody besprechen wollte, war nur für ihn bestimmt.

»Ich bin nicht zu meinem Vergnügen hier«, erklärte ich ihm. »Ich spiele ein bißchen Privatdetektiv.«

»Muß ja was ziemlich Großes sein, wenn du dich deswegen von den Vergnügungszentren losreißen konntest.«

»Groß genug«, versicherte ich ihm. »Meine Freundin wurde entführt – oder umgebracht.«

»Und weißt du, wer es getan hat?«

»Ich glaube, ich weiß wer, aber nicht weshalb.«

»Und du hoffst, es in Kreta herauszufinden?«

Ich fischte die Goldmünze aus der Tasche und schob sie ihm zu. Er hob sie hoch, betrachtete sie. Der Barkeeper kam zurück. »Nick ist in Ordnung«, sagte Carmody leise. »Stammt die Münze von hier?«

»Man behauptet es jedenfalls.«

»Und wie hängt sie mit deiner Freundin zusammen?«

»Das weiß ich nicht so recht. Hast du ein paar Minuten Zeit, dann erzähle ich dir alles.«

Er kippte seinen Drink hinunter, und wir setzten uns in eine Ecke, von der aus wir beide Türen im Auge behalten konnten. Der Barkeeper brachte zwei neue Drinks. Zwischen den einzelnen Schlucken erzählte ich ihm die ganze Geschichte, von Greenleaf bis zu Setbys letztem Auftritt.

»Ich weiß nicht, ob sie von selbst weglief, oder ob Sethys Leute sie entführten«, schloß ich. »Wenn sie sie erwischt haben, ist sie vermutlich schon tot, denn so arbeiten die. Aber vielleicht täusche ich mich auch.«

»Dieser Seemann«, fragte Carmody. »Hat er seinen Namen und Dienstgrad angegeben?«

»Nein, aber er muß einen ziemlich hohen Rang gehabt haben. Commander mindestens, nehme ich an.«

»Und nach allem, was inzwischen geschehen ist, zweifelst du auch nicht mehr an seiner Geschichte?«

»Sie erscheint mir immer wahrscheinlicher«, gestand ich.

»Und dieser Sethys ist ziemlich schnell auf dich aufmerksam geworden. Meinst du, er hat irgendwie einen Tip bekommen?«

»Wäre schon möglich.«

»Könnte das Mädchen auf dich angesetzt gewesen sein?«

Ich dachte darüber nach. »Sie könnte es – aber ich glaube es nicht.«

»Irgendeine Ahnung, weshalb sie dein Goldstück behalten und dir ein gleiches, beziehungsweise ähnliches gegeben haben?«

»Vielleicht ist das da gefälscht ...«

»Gold ist es auf jeden Fall«, versicherte mir Carmody. Er nahm es wieder in die Hand und betrachtete es noch genauer. »Ich glaube nicht, daß ich jemals so eines gesehen habe. Der Vogel darauf ist jedenfalls eine Wildgans. Sehr ungewöhnlich!«

Ich steckte die Münze wieder ein. Nick kam auf uns zu, um zu sehen, ob unsere Gläser schon leer waren.

»Wer versteht etwas von alten Goldmünzen?« fragte ihn Carmody.

»Hurous. Er haust in einer alten Hütte, etwa drei Kilometer östlich von hier.«

Carmody blickte mich an. »Komm, Mal, stattet wir ihm einen Besuch ab.«

Die Straße endete etwa einen halben Kilometer unterhalb der Hütte. Es war eine ziemlich anstrengende Kletterei – einen Ziegenpfad hoch. Hurous war zu Hause. Er war etwa sechzig, unrasiert, mit kleinen schwarzen Augen, einem runden kahlen Kopf und beachtlichem Fett um die Mitte.

Er blickte uns mißtrauisch entgegen und richtete vorsichtshalber einen Revolver auf uns.

»Du kannst ihn ruhig wegstecken, Hurous«, versicherte ihm Carmody. »Wir wollen nur eine Auskunft von dir. Das ist Mr. Smith. Er möchte gern wissen, wo man antike Souvenirs bekommen kann. Alte Münzen, beispielsweise.«

»Bildet ihr euch vielleicht ein, ich hab' hier einen Andenkenstand?« Hurous senkte den Revolver.

»Er ist an größeren Münzen interessiert – etwa in der Größe eines 5-Drachmen-Stücks«, fuhr Carmody fort.

Hurous musterte mich von oben bis unten. »Wer ist er?«

»Mr. Smith, wie ich schon sagte. Er ist ein bedeutender

Mann auf dem Geflügelmarkt. Ihm gefällt Geld mit Vögeln darauf. Er hat gehört, du wüßtest vielleicht, wo man es bekommen könnte.«

»Vögel, pah! Wo gibt es schon Geld mit Vögeln? Wollt ihr mich auf den Arm nehmen?«

»Zeigen Sie ihm ein Muster, Mr. Smith.« Ich holte meinen Talisman heraus. Hurous betrachtete ihn in seiner Handfläche. Sein feistes Gesicht wirkte, wie mir schien, ein wenig härter.

»Nie etwas Ähnliches gesehen«, behauptete er. »Nehmt es und verschwindet. Ihr habt euch an den Falschen gewandt.«

Carmody nahm das Goldstück und warf es in die Luft. Die Augen des Fetten folgten ihm.

»Mr. Smith zahlt gut für eine zweite Münze wie diese. Genug, daß du ein ganzes Jahr davon leben kannst.«

»Wo soll ich eine hernehmen? Ihr verschwendet nur meine Zeit. Verschwindet endlich!«

Carmody packte den Fettwanst am Kragen und hob ihn in die Höhe. Hurous hatte plötzlich ein Klappmesser in der Hand. Mit einer blitzschnellen Bewegung nahm Carmody es ihm ab. Er ließ den Alten herunter und hielt ihm beide Hände auf dem Rücken zusammen.

»Sehen Sie sich um, Mr. Smith«, wandte er sich zwinkernd an mich. Ich stöberte in der schmutzstarrenden Hütte herum, ohne etwas Nennenswertes zu entdecken.

»Letzte Chance, ehe ich dir die Knochen breche«, drohte Carmody und drehte dem Griechen einen Arm um. Der Alte ging auf ein Knie.

»Rassias«, winselte er.

Carmody gab ihm einen Stoß, daß er auf dem Boden landete, und sah unbewegt zu, bis er sich mühsam erhob.

»Seine Adresse!«

Hurous betastete seinen Arm und bewegte ihn vorsichtig. »Zehn Dollar«, brummte er schließlich.

Ich holte meine Brieftasche hervor und gab ihm den Schein.

»Er hat ein Haus außerhalb der Stadt, im Westen. Fragt die Fischer nach ihm, sie wissen, wo er zu finden ist.«

Carmody nahm vorsichtshalber den Revolver mit. »Du kannst ihn dir unten wieder holen«, sagte er zu Hurous.

»Du bist ziemlich hart mit ihm umgesprungen«, meinte ich, als wir im Wagen saßen.

Er feixte. »Hurous hatte mich an die Polizei verpfiffen, aber sie konnte mir glücklicherweise nichts anhängen. Seither hat er wohl darauf gewartet, daß ich ihm die Kehle aufschlitze. Das ist alte griechische Sitte. Jetzt lacht er sich bestimmt ins Fäustchen über die komischen Ausländer. Ich mußte ein bißchen grob sein, damit er glaubt, wir seien wieder quitt.«

7.

Wir fuhren westwärts aus der Stadt heraus, am Strand entlang, und hielten an, als wir eine Gruppe Männer um ein umgekipptes Boot versammelt sahen. Sie starrten uns mißtrauisch entgegen. Carmody grüßte sie auf Griechisch und fragte nach Rassias. Das Schweigen, das nach der Nennung dieses Namens folgte, ließ die bisherige Mundfaulheit geradezu laut erscheinen. Einer der Fischer bekreuzigte sich, als er sich unbeobachtet glaubte.

»Vielleicht hilft der Geruch von Geld ihrem Gedächtnis nach, Mr. Smith«, meinte Carmody und blickte mich an. Ich holte die übliche Zehnernote heraus. Keiner griff danach. Carmody redete wie ein Wanderprediger auf sie ein. Die Männer blickten einander an. Dann deutete einer mit dem Arm, ein anderer nahm mir den Schein aus der Hand. Danach zogen sie gemeinsam ab.

Carmody ging mir voraus um eine Biegung am Strand, hinter der ein einsames Häuschen versteckt lag. »Das muß es sein«, meinte er.

»Ich hatte das Gefühl, daß Rassias nicht sehr beliebt bei ihnen ist.«

»Sie haben Angst vor ihm. Warum, wollten sie nicht sagen.«

Das Haus sah ziemlich stabil aus und hatte offenbar sogar Elektrizität, nach dem Lichtmast davor zu schließen. Am Anlegeplatz dahinter war ein gut in Schuß gehaltener Zehnmeterkahn vertäut.

»Sieht aus, als brauchte Rassias nicht jeden Penny umzudrehen«, bemerkte Carmody und klopfte an die Tür. Niemand machte auf. Er drückte die Klinke herunter,

öffnete die Tür und warf einen Blick ins Innere. »Er ist nicht zu Hause.«

»Da kommt er schon«, rief ich. Er folgte meinem Blick. Ein dünner, drahtiger Mann mit einem bunten Tuch um den Kopf kam aus dem Boot. Er trug einen schwarzen Rollkragenpullover, eine enge Hose von undefinierbarer Farbe, aber keine Schuhe.

»Was wollt ihr?« fragte er mit rauher Stimme.

»Sind Sie Rassias?« erkundigte sich Carmody.

»Allerdings.«

»Mein Name ist Carmody ...«

»Ich kenne Sie, Mister.«

»Um so besser. Das hier ist mein Freund Smith. Er sucht etwas, vielleicht können Sie ihm behilflich sein.«

»Hat er etwas verloren?«

»Ich habe gehört, Sie könnten mir vielleicht sagen, wo man Goldmünzen einer bestimmten Art bekommen kann«, warf ich nun ein.

Rassias betrachtete mich eingehend. »Kommen Sie mit ins Haus«, lud er uns schließlich ein.

Der Wohnraum war sehr sauber. An einer Wand stand eine Couch mit ordentlich glattgestrichenem Bezug, auf einem großen Tisch lagen mehrere Zeitungen, und eine Ecke wurde ganz von einem großen 3-D-Farbfernseher ausgefüllt. Eine Neonleuchte hing von der Holzdecke. Rassias deutete auf zwei bequeme Sessel und setzte sich uns gegenüber.

»Haben Sie mit denen gesprochen?« fragte er und deutete mit dem Kopf in Richtung Stadt.

»Sie reden nicht viel«, sagte ich. »Vielleicht könnten Sie mir ein bißchen mehr helfen.«

»Helfen? Wie?«

Ich holte mein Goldstück heraus und zeigte es ihm.
»Haben Sie schon einmal so eines gesehen?«

Rassias warf nur einen flüchtigen Blick darauf. »Was springt für mich dabei heraus?«

»Ich brauche lediglich eine Auskunft«, erklärte ich ihm.
»Ich zahle gut dafür.«

»Warum müssen alle Leute zu mir kommen, wenn sie nicht mehr weiter wissen«, brummte Rassias. Er lehnte sich vor. »Ich verrate Ihnen, warum. Weil ich Rassias bin und Rassias keine Angst hat. Darum.« Er lehnte sich wieder zurück.

»Sehr gut. Dann können Sie mir auch sagen, was Sie über diese Art von Münzen wissen.«

»Ich habe selbst ähnliche«, erklärte er mir.

»Woher?« fragte ich aufgereggt.

»Ich bekam sie als Bezahlung.«

»Von wem?«

»Von ein paar feinen Herren.« Rassias feixte. »Ich fuhr sie mit meinem Boot auf das Meer hinaus. Ich kenne das Wasser hier wie meine Westentasche – auch jetzt noch.«

»Sie haben Sie zu einem bestimmten Ort gebracht?«

»Natürlich.«

»Wo ist er?«

Rassias runzelte die Stirn. »Dort draußen.« Er deutete mit dem Kinn.

»Wie wäre es, wenn Sie ein bißchen deutlicher würden, Mr. Rassias? Ich sagte Ihnen doch, daß ich gut bezahle.«

Rassias lachte nervös. »Ich beantworte alle Ihre Fragen, Mister. Vielleicht haben Sie bloß noch nicht die richtigen gestellt.«

»Sie wissen also, wohin Sie sie gebracht haben?«

»Ja. Das weiß ich.«

»Und?«

»Sie werden es mir nicht glauben, darum fällt es mir auch schwer, darüber zu reden.« Nun schien er mir tatsächlich beunruhigt.

»Weshalb sollte ich Ihnen nicht glauben – wenn Sie die Wahrheit sprechen?«

Rassias ruckte auf seinem Sessel und fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. »Okay«, brummte er schließlich. »Sie kamen zu mir und fragten, ob ich sie hinausfahren würde, etwa zwanzig, fünfundzwanzig Kilometer. ›Natürlich‹, sagte ich, ›warum nicht?‹ Sie sahen wohl situiert aus, Geschäftsleute aus Athen, vielleicht, dachte ich. Sie wollten noch in der gleichen Nacht hinaus.

Als wir etwa eine Stunde gefahren waren, kam einer der feinen Herren zu mir ins Bootshaus und sagte mir, wie ich steuern soll. Ich hatte keine Ahnung, wohin er wollte, aber ich habe seine Anweisungen befolgt. Nach einer halben Stunde sagte er: ›Halten Sie hier.‹ Also hielt ich. Er sagte, ich solle hinunter in meine Kabine gehen. Ich versuchte, es ihm auszureden, aber schließlich tat ich doch, was er wollte. Sie haben mich sehr gut bezahlt. Aber ich wußte etwas, das sie nicht wußten. Manchmal fische ich weit draußen nach Garnelen, dann stelle ich die Automatiksteuerung ein und mache es mir unten ein bißchen bequem. Aber ich möchte natürlich wissen, was draußen los ist, damit es nicht zu einem Zusammenstoß kommt. Also habe ich Spiegel angebracht. Ich kann mich auf meine Koje legen und von dort aus das Vorderdeck und die See vor dem Bug sehen.

Das tat ich auch. Ich habe unten auch eine Pistole, wissen Sie? Ich hielt sie bereit, falls die feinen Herren irgend etwas im Schilde führten. Aber sie ließen sich nur

über die Reling hinunter, alle vier in ihren guten Anzügen. Ich lief schnell an Deck und holte den Rettungsring. Es ist doch unmöglich, in diesen Anzügen länger zu schwimmen. Ich schaltete den großen Scheinwerfer ein, aber außer schwarzem Wasser war nichts zu sehen, zumindest keine Passagiere. Und sie sind auch nicht zurückgekommen.«

Carmody pfiff durch die Zähne. »Was ist das? Ein verrückter Selbstmörderclub?«

»Ich weiß es nicht. Sie haben mich dafür bezahlt, daß ich sie hinausbringe, und das habe ich auch getan. Wenn sie über Bord gehen wollen, ist das ihre Sache.«

»Wie lange ist das her?«

»Ich weiß es nicht genau. Vielleicht einen Monat, oder auch etwas länger.«

»Und Sie haben sie früher nie zuvor gesehen gehabt?«

»Nein – nicht zuvor.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Danach habe ich einen von ihnen wiedergesehen.«

»Wurde er am Strand angeschwemmt?«

»Er kam durch die Tür.«

»Das war, nachdem er ins Wasser gesprungen war?«

»Ja, es ist noch nicht lange her.«

»Dann müssen sie ein Schiff dort draußen haben ...«

»Kein Schiff. Nichts. Ein Mensch, gekleidet wie die, schafft es keine zehn Meter. Ich habe damals die halbe Nacht mit eingeschalteten Scheinwerfern gewartet. Keiner tauchte mehr auf.«

»Aber der eine kam zurück?«

»Allerdings. Ich sollte ihn wieder hinausfahren. Diesmal hatte er zwei Freunde bei sich. Er hat im voraus bezahlt. Ich habe sie zur gleichen Stelle gebracht.«

»Woher wollen Sie wissen, daß es die gleiche war? Sie

sagten doch selbst ...«

»Ich weiß es ganz einfach. Am Geruch des Wassers, am Wind, am Kräuseln der Wellen. Etwas hier ...«, er deutete auf seine Brust, »sagt es mir. Nennen Sie es, wie Sie wollen.«

»Und was geschah diesmal?«

»Das gleiche. Als ich auf meiner Koje lag, nachdem sie mich in die Kabine verbannt hatten, gingen sie über Bord. Diesmal suchte ich nicht nach ihnen, sondern fuhr nach einer Weile heim.«

»Und Sie haben Ihnen in Münzen wie dieser bezahlt?« Ich hielt mein Goldstück hoch.

»Ja. Ich sagte ihnen, ich nehme kein Papiergeld an. Beim zweitenmal habe ich auch den Preis erhöht.«

»Merkwürdige Geschichte«, brummte Carmody. »Ich möchte wissen, wieviel davon wahr ist.«

Rassias kniff die Augen zusammen. »Wollen Sie mich einen Lügner nennen?«

»Ich frage mich nur, ob Sie es irgendwie beweisen können.«

Rassias nahm eine kleine Holzkassette vom Regal und packte ein halbes Dutzend glänzender Goldmünzen aus. Ich lehnte mich vor und betrachtete sie, dann nahm ich eine in die Hand. Sie hatte links vom Schnabel des Vogels einen kleinen Abdruck – von meinem Zahn! Das war die Münze, die der Seemann mir gegeben und Mr. Zablon ausgetauscht hatte.

»Ich habe noch mehr davon gehabt«, erklärte Rassias. »Aber einige machte ich bereits zu gängigem Geld.«

Ich blickte ihn nachdenklich an. »Können Sie die Stelle wiederfinden?«

»Sicher. Bis auf hundert Meter genau.« Er sah mich

durchdringend an. »Warum?«

»Ich will mich dort umsehen. Bringen Sie mich hin?«

Er lachte. »Solange Sie mich dafür bezahlen. Mein Boot steht Ihnen zur Verfügung.«

»Wir brauchen es nicht«, erklärte Carmody. »Wir nehmen meines. Sie machen den Lotsen.«

»Ihr Boot, mein Boot, spielt keine Rolle. Es kostet Sie hundert Dollar.«

»Einverstanden. Wir fahren noch heute nacht.« Carmody blickte ihn an. »Wir treffen uns um neun Uhr in Stavros' Bar. Bis dahin.«

»Was erwartest du da draußen zu finden, Mal? Eine Flasche mit einem Liebesbrief deiner Kleinen?« fragte Carmody, als wir uns von Rassias verabschiedet hatten.

»Ich hätte nichts dagegen.«

»Finde dich damit ab, Mal. Diese Ricia ist sicher längst tot.«

»Wahrscheinlich. Aber trotzdem ...«

»Wie du meinst.« Wir kehrten zum Wagen zurück und fuhren in die Stadt.

Carmodys Boot war eine wendige Zwölfmeterjacht mit mehr elektronischen Spielereien als ein Versuchsschiff der Marine. Rassias folgte uns an Bord und beschnüffelte sie von einem Ende zum anderen, während ich meine Waffenbündel verstautete.

»Großartiger Kahn«, wandte er sich anerkennend an Carmody. »Wie wär's, wenn Sie ihn mir in Ihrem Testament vermachten?«

»Können Sie mit den Segeln umgehen?«

»Was glauben Sie? Halten Sie mich vielleicht für einen dieser Benzinmatrosen?«

»Wir fahren mit dem Diesel hinaus, aber etwa eine halbe

Meile vor unserem Ziel schalten wir den Motor aus und setzen die Segel.«

Über dem lauten Dröhnen der Maschine fragte mich Carmody: »Bist du überhaupt schon jemals gerätegetaucht?«

»Schon ein paarmal«, versicherte ich ihm.

»Eine schöne Art zu ertrinken«, brummte er.

»So gut wie jede andere auch«, murmelte ich. »Die halbe Welt liegt unter Wasser, und die andere Hälfte erstickt an den vulkanischen Gasen. Spielt es da noch eine Rolle, wie man stirbt?«

»Du bist bitter. Das Mädchen muß dir eine Menge bedeutet haben.«

»Ich kannte sie kaum.«

Eine steife Brise sprühte mir kühles Seewasser ins Gesicht. Hier draußen war es fast möglich, sich vorzustellen, daß auf dem Land das Leben seinen normalen Lauf nahm, daß die Musik spielte und die Menschen sangen und lachten und Picknick irgendwo auf grünen Wiesen oder im schattigen Wald machten, und daß ihre Häuser noch standen, wenn sie heimkehrten, und die schlimmste Naturkatastrophe ein Gewitter auf dem Rückweg war.

Aber dieser Traum war ausgeträumt – während meiner Lebenszeit jedenfalls. Die Erde würde eine Weile brauchen, bis sie sich wieder beruhigt und ihr gegenwärtiges Entwicklungsstadium hinter sich gebracht hatte.

Vierzig Minuten ging es Kurs Ost, dann kam Rassias vom Bug, wo er bis jetzt gestanden hatte, zu uns.

»Zeit, die Segel zu setzen, Käpt'n«, erklärte er. Offenbar machte ihm unser Abenteuer großen Spaß.

»Sind Sie sicher?« fragte Carmody.

»Wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben, warum bezahlen Sie mich dann?« Er ging zur Takelung und zog das Öltuch herunter, dann winkte er. Carmody drückte auf einen Knopf. Der Teleskopmast schoß in die Höhe, das Segel blähte sich auf. Das Motorengeräusch verstummte. Ich konnte nun das Wasser gegen den Kiel schlagen hören und das Seufzen des Windes in der Takelung. Wir schalteten Scheinwerfer und Lichter aus und fuhren völlig im Dunkeln.

»Ich geh hinunter und zieh mich um«, sagte ich zu Carmody. In der Kabine schlüpfte ich in eine lange Unterhose und stieg in den Klimaanzug. Dann schnallte ich mir die Halterung um und justierte die Riemen so, daß die Sauerstoffflaschen bequem auf meinem Rücken lagen. Die Atemmaske war das neueste Modell, ein flexibler Plastikhelm mit einer Hundertachtziggradsichtscheibe. Dann regulierte ich die Luftzufuhr.

Kurz darauf kam Carmody herunter. Er überprüfte schnell noch einmal meine Geräte. »Nach Rassias Schätzung haben wir die Stelle erreicht. Ich habe den Gyroanker ausgeworfen, damit wir nicht abgetrieben werden. Das Wasser ist hier etwa fünfunddreißig Faden tief.«

»Gut. Ich bin soweit.«

An Deck erklärte mir Carmody noch einmal die Kontrollen – ein paar einfachere Schaltknöpfe, die die Luftpumpe regulierten, und ein größerer für den Antrieb.

»Hier noch etwas Wichtiges.« Carmodys Finger tupfte auf einen flachen Hebel über meinem rechten Knie. »Eine Spritze. Sie macht dich schnell wieder munter, wenn du

dort unten schlaftrig werden solltest.«

»Ich habe genug, das mich wachhält.«

»Trotzdem. Denk daran, es ist ja nur für den Notfall.« Dann befestigte er eine kleine Öltuchtasche an meinem Gürtel. »Werkzeug«, erklärte er. »Ein Minischneidbrenner und ein paar andere nützliche Kleinigkeiten.«

»Ich habe nicht die Absicht, dort unten ein Safe zu knacken.«

»Warum willst du überhaupt hinunter, Mal? Was erwartest du zu finden?«

»Wenn ich es wüßte, brauchte ich ja nicht zu gehen.«

»Ich würde mitkommen, aber es ist wohl besser, ich behalte unseren Freund im Auge. Es wäre ziemlich unangenehm, wenn er mit dem Boot verschwindet, während wir lustig tauchen.«

»Ist schon gut.«

»Weißt du, du könntest das Ganze vergessen. Ich hätte nichts gegen einen Partner wie dich.«

»Danke. Aber ich fürchte, ich muß zuerst einmal die Karte spielen, die ich gezogen habe.«

»Wie du meinst.« Carmody drückte wieder auf einen Knopf, und eine chromglänzende Leiter faltete sich aus dem Heck. Ich kletterte sie hinunter und spürte den Zug des Wassers um meine Füße.

»Melde dich hin und wieder«, mahnte Carmody, »damit wir uns keine unnötigen Sorgen machen.«

»Das werde ich. Fahrt nicht weg.«

»Wir werden hier sein, wenn du zurückkommst. Alles Gute.«

Das Wasser schloß sich über meinem Kopf. Ich ließ die Leiter los und sank in absolute Schwärze.

8.

In meinen Ohren waren Geräusche: mein lauter Atem, das Summen des Umwandlers, das Reiben des Gürtels gegen meinen Klimaanzug. Ich drückte auf den Antriebsknopf und spürte den Strahl der Wasserdüsen, die unter meinem Rückentank befestigt waren. Die Leuchtzeiger der Tiefen- und Druckmesser an meinem Handgelenk waren durch das tintige Wasser kaum zu sehen. Ich hielt sie dicht an die Augen, dann manövrierte ich mich in die empfohlene Stellung mit dem Gesicht nach unten.

Es herrschte hier eine ziemlich heftige Strömung. Carmody hatte erwähnt, daß das Mittelmeer immer noch einen Zentimeter pro Woche fiel und durch die Straße von Gibraltar floß, um den Höhenunterschied auszugleichen, der sich durch das Auftauchen der Landbrücke von Sizilien ergeben hatte.

Ich tauchte nun in einem Fünfundvierziggradwinkel. Als ich eine Tiefe von etwa zwanzig Metern erreicht hatte, studierte ich meine Umgebung. Es war, als starre man mit zusammengekniffenen Augen in einen dunklen Raum. Das Wasser war kalt hier. Mich fror in den bloßen Fingern. Ich schob sie in die warmen Taschen meines Klimaanzugs. Mein Positionsanzeiger verriet, daß ich bereits ungefähr hundert Meter vom Boot abgetrieben war. Ich schwamm etwa fünf Minuten, bis ich mich wieder direkt darunter befand, dann tauchte ich erneut. Der Druck wurde allmählich unangenehm, aber ich bemühte mich, nicht darauf zu achten.

In fünfundvierzig Meter Tiefe mußte ich mir eine längere Rast gönnen. Gegen den Druck der See zu atmen,

war äußerst anstrengend. Aber auch hier war noch absolut nichts zu sehen. Dafür schossen mir um so unangenehmere Gedanken durch den Kopf – was wäre, wenn Haie auftauchten? Oder die Luftversorgung versagte? Oder mir übel wurde?

Ich war wütend auf mich und riß mich zusammen. Die Leuchtnadel an meinem linken Handgelenk hatte bereits die Fünfzigeranzeige überschritten. So tief war ich noch nie in meinem Leben getaucht. Das Wasser schien mir nun wärmer, aber vielleicht hatte ich auch nur kein Gefühl mehr in den Händen. Ich starrte in die Tiefe. Fünfunddreißig Faden, hatte Carmody gesagt. Eigentlich müßte ich in einiger Zeit den Grund berühren. Ich strampelte mit den Füßen und tauchte noch ein paar Meter tiefer. Irgendein Pflanzenzeug wogte unter mir. Nun konnte ich es sogar sehen, es leuchtete ein wenig. Es war ein bezaubernder Anblick. Ewig könnte ich hierbleiben und die sanften Bewegungen beobachten. Ich fühlte mich so leicht und beschwingt, und das Wasser war wie eine warme weiche Decke.

Aber war da nicht etwas, das ich eigentlich tun sollte? Ich konnte mich nicht mehr so recht erinnern. Irgend etwas rieb gegen mein Knie, störte meine Beschaulichkeit. Ich tastete danach, spürte einen kleinen Hebel. Ich drückte darauf und empfand eine Erleichterung, als hätte ich eine ungemein ermüdende Arbeit hinter mich gebracht. Nun konnte ich mich wieder dem Tanz der graziösen Pflanzen widmen, und dem Singen um mich, und den herrlichen Farben vor meinen Augen ...

Plötzlich spürte ich den Schmerz in meiner Kehle, ein Gefühl, als stießen glühende Nadeln in mich. Mein Kopf zuckte zurück. Ich holte tief Atem, um zu brüllen, erstickte

jedoch fast. Ich schlug mit den Beinen um mich und bemerkte, daß ich mit dem Kopf nach unten hing. Ein Blick auf meine Uhr verriet mir, daß ich etwa fünfzehn Minuten bewußtlos gewesen war.

Mein Herz klopfte wie verrückt. Ringsum war nur Dunkelheit, keine strahlenden Farben mehr, ja selbst die Pflanzen waren verschwunden, und von dem betörenden Singen war natürlich auch nichts zu hören. Ich hatte noch einmal Glück gehabt, aber wie leicht hätte es schiefgehen können! Die ganze Sache war Irrsinn. Es gab hier nichts zu entdecken. Es war Zeit, zum Boot zurückzukehren und mir ein paar steife Drinks zu genehmigen. Carmody war ein guter Kerl. Ich könnte sein Angebot annehmen und diese hoffnungslose Suche aufgeben. Wir würden uns in die Südsee zurückziehen, dort war das Leben angenehmer.

Ich griff nach dem Antriebsknopf – und starrte auf ein sanftes grünes Leuchten, das durch die Dämmerung drang.

Mein Tiefenmesser zeigte jetzt sechzig Meter an. Ich paddelte mit den Beinen auf das Glühen zu, aber die Strömung trug mich daran vorbei. Das Wasser war hier viel klarer. Ich benutzte die Düsen, um mich zu der Lichtquelle zurückzukämpfen.

Das Leuchten kam aus einer runden Öffnung, wie von einem großen Abwasserrohr. Ungefähr drei Meter im Innern stand eine Verschlußplatte halb offen. Da heraus drang das Licht. Ich schwamm in die Öffnung. Hinter der Platte, die den Weiterweg halb blockierte, verlor der beleuchtete Tunnel sich in der Ferne. Es war gerade genug Platz, mich an der Platte vorbeizuzwängen.

Eine leichte Strömung warf mich an die Barriere zurück. Ich benutzte ein wenig mehr Saft und schoß vorwärts. Ich spürte ein schweres Pochen im Wasser. Der Tunnel machte

eine Kurve nach links und führte schräg abwärts. Ich dachte an Carmody, der vermutlich ungeduldig auf ein Lebenszeichen von mir wartete. Immerhin waren schon fünfunddreißig Minuten verstrichen, seit ich ihn verlassen hatte.

Die Strömung erschien mir jetzt noch stärker. Ich stellte die Düsen auf Maximum und kam nun mühsam gegen die Kraft an, die mich einmal links, dann rechts gegen die Wand drückte. Voraus wurde das Licht heller. Ich sah vertikale Streifen, die sich gegen ein gretles Strahlen abhoben.

Die Streifen stellten sich als zweiteiliges Gitter heraus, das halb offen stand. Gegen den Druck des Wassers versuchte ich, es weiter auseinanderzubekommen, aber es war unmöglich. Ich konnte nur eines tun: mich hindurchzwängen. Fast wäre ich steckengeblieben, aber mit viel Mühe schaffte ich es schließlich doch. Unter meinen Füßen begannen sich die schweren Gitter plötzlich zu bewegen und schnappten zusammen wie ein Fangreisen. Hätte ich mich noch dazwischen befunden, wäre ich jetzt in zwei unansehnliche Hälften geteilt.

Ich zog mich durch das Luk hoch und blickte in einen Raum von etwa der Größe des Hauptroulettesaals in Monte Carlo. Die Wände waren aus uraltem verfärbten Stein mit einem halben Dutzend rechteckiger Öffnungen, die früher einmal Fenster gewesen sein mochten, jetzt aber nicht gerade fachmäßig zugemauert waren. Ich hielt Ausschau nach der Lichtquelle und sah breite Röhren in der Decke, die ein kaltes Licht ausstrahlten. Mehrere Steinbänke befanden sich hier, ein Steintisch und etwas, das wie ein Vogelbad aussah, aus dem ein Rohr herausragte. Durch eine schwarze Schicht auf dem Boden

war an manchen Stellen ein Mosaik zu erkennen.

Das Pochen hatte aufgehört. Meine Sichtscheibe war beschlagen. Ich nahm den Helm ab, und ein Gestank von Fäulnis schlug mir entgegen, der fast zum Greifen war. Ich ging quer durch den Saal und entdeckte eine Treppe mit glitschigen Stufen, die nach oben führte. Am Kopfende schwang, als ich dagegen drückte, eine Tür nach innen auf, und ich trat in etwas, das gut und gern das Abstellager eines Antiquitätenhändlers sein konnte.

Es war ein quadratischer Raum, fast zum Bersten mit Urnen, Kommoden, prallen Leder- und Leinenbeuteln, zerbrechlichen Stühlen, und allem möglichen anderen gefüllt. Überall lagen Tonscherben und zersplittetes Holz auf dem Boden.

Eine Art Pfad schlängelte sich durch diesen Wunschtraum eines Sammlers zu einer weiteren Treppe, über die Wasser heruntersickerte. Eine massive Tür mit Messingbeschlägen befand sich an ihrem oberen Ende. Ich setzte gerade den Fuß auf die unterste Stufe, als die Tür knarrte und aufschwang.

Schnell huschte ich in eine Nische zwischen die Statue einer kauernden Gottheit und einem umgedrehten zweirädrigen Karren. Die Beine eines Mannes kamen zum Vorschein, der eine riesige Holztruhe herunterschleppte. Er sah sich überlegend um, dann stellte er sie einfach auf dem nächsten Haufen ab. Als er sich umdrehte, entdeckte er mich. Ich umklammerte den Griff meiner Harpunenpistole und wartete ab. Er blieb ein paar Schritte vor mir stehen und sagte etwas, das vielleicht Griechisch sein mochte.

Ich schüttelte den Kopf. »Nix verstehen«, erklärte ich ihm. »Ich warte auf den nächsten Bus.«

An seinem unbewegten Gesichtsausdruck änderte sich

nichts. Irgendwie erinnerte er mich an einen hölzernen Indianer. Er trug eine dicke olivfarbige Hose und ein beiges Hemd, beides völlig verdreckt und mit Löchern verziert.

»Wer hat dich in diesen Sektor befohlen?« fragte er.

»Ich bin von allein hierhergekommen«, erklärte ich ihm.

»Wo ist dein Führer?« Sein Englisch war gut. Er hatte nur einen leichten Akzent, der mir jedoch nichts sagte.

»Ich bin der Führer.« Er stand ein wenig zu weit weg, als daß ich ihn mit einem Schritt hätte erreichen können. Ich überlegte, ob ich mein Glück gleich versuchen oder warten sollte, bis er näherkam.

»Ich wurde davon nicht unterrichtet«, sagte er jetzt.

»Das ist nicht meine Schuld. Du kannst jetzt gehen.«

»Diese Anweisung ist unzureichend«, bemerkte er.

»Wohin soll ich gehen?«

»Wo möchtest du denn hingehen?« Schweiß perlte auf meiner Stirn. Der komische Kerl ging mir auf die Nerven. Ich wünschte, er würde endlich etwas tun.

»Ich möchte gern in mein Zimmer zurückkehren und schlafen«, erklärte er schließlich.

»Gut. Dann tu's doch.«

Er drehte sich um und ging zur Treppe. Ich sah ihm nach. Plötzlich fiel mir etwas ein. »Es wäre vielleicht besser, du würdest mich erst herumführen, damit ich etwas zu sehen bekomme«, rief ich ihm nach. »Ich bin neu hier.«

Er blickte über die Schulter zurück. »Was willst du sehen?«

»Alles.«

»Die Anweisung ist unzureichend«, erklärte er wieder.

»Führ mich nur herum, ich entscheide dann selbst, was ich mir ansehen möchte.«

Er zögerte. »Ich weiß«, sagte ich und kam ihm damit sicher zuvor, »das ist unzureichend, aber tu's trotzdem.«

Die Tür führte in einen Gang, aus dessen Spalten zwischen den Steinplatten Wasser sickerte. Wir kamen an vielen ehemaligen Türen vorbei, die nun zugemauert waren, aber auch sie und die Wände schienen nicht ganz dicht zu sein. Wir erreichten schließlich eine Metallwand mit einer runden Tür, die so massiv wie ein Banksafe aussah. Mein Führer faßte mit beiden Händen nach einem Hebel, zog ihn heraus und drehte ihn nach links. Die Tür schwang auf. Er duckte sich und trat, dicht gefolgt von mir, hindurch.

Wir befanden uns jetzt auf einem hell beleuchteten, breiten Korridor mit glatten trockenen Wänden und poliertem Boden. Die Luft hier roch frisch. Ein paar Meter weiter traten wir in einen großen Raum mit Mosaikfliesen und einer Wandmalerei, die junge Männer und Frauen in kurzen weißen Röcken darstellte, die mit Stöcken nach aus einem Sumpf aufsteigenden Vögeln warfen. In der gegenüberliegenden Ecke des Zimmers saß ein Mann hinter einem langen Marmortisch über einen Stoß Papiere gebeugt. Wir gingen auf ihn zu.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte mein Führer zu ihm. Der Mann blickte auf und sah mich. Er sprang hoch und kam um den Tisch herum.

»Nimm ihn fest«, befahl er meinem Begleiter und griff nach meinem Arm. Ich ließ ihn meine Handkante spüren und versetzte dem anderen einen Kinnhaken, der ihn auf den Tisch warf, von dem er langsam herunterglitt. Numero eins hatte sich inzwischen wieder gefangen und wollte ein Goldpfeifchen in den Mund stecken. Ich packte es und stieß dabei seinen Schädel zurück. Gurgelnd sank er auf

den Boden.

Ich atmete fast so laut wie die beiden, die sich nun auf dem Mosaikboden ausruhten. Aber ich sollte noch keine Ruhe finden. Schritte – von mehr als einer Person – wurden auf dem Korridor laut.

Die goldverzierte Tür hinter dem Schreibtisch schien mir die beste Chance. Sie ließ sich ohne weiteres öffnen, und ich schloß sie hastig wieder hinter mir.

Dieser Korridor war noch breiter und höher. Auf einer Seite reihten sich Säulenbögen aneinander, aber auch hier waren alle ehemaligen Öffnungen zugemauert. Ich lief ihn leise entlang und trat durch eine offenstehende Tür in ein modern eingerichtetes Zimmer mit billigen Fabrikmöbeln, in dem offenbar die treusorgende Hausfrau fehlte, denn überall stand schmutziges Geschirr herum, und Kleidungsstücke lagen verstreut auf Sesseln, dem Tisch und auf den zwei Stufen, die zu einem offenen Torbogen hinabführten. Auf dem Teppichboden waren mehrere nasse Flecken, und durch einen Sprung in der tapezierten Wand sickerten ein paar Tropfen Wasser.

Als ich Stimmen auf dem Korridor hörte, rannte ich hastig die beiden Stufen hinunter und durch das nächste Zimmer. Ich erstickte fast an dem Gestank von Knoblauch und ungelüftetem Bettzeug. An der linken Wand war ein Himmelbett von der Größe eines kleineren Fußballplatzes. Ein gräßlich aufgedunsener Mann lag auf den goldbestickten Kissen. Er starrte mich aus winzigen hervorstehenden Augen in einem braunen Gesicht an, das viel zu klein für den großen kahlen Schädel wirkte.

»Halt dich ruhig!« befahl ich drohend. Ich holte die Harpunenpistole aus dem Gürtel und lehnte mich an die Wand neben dem Bett, wo ich von der Tür aus nicht

gesehen werden konnte.

»Wenn sie ihren Kopf hier hereinstecken, jage ich dir eine Harpune durch den Hals, kapiert?«

Die hervorstehenden Äuglein quollen noch weiter heraus, aber sonst gab er kein Zeichen von sich, daß er mich gehört hätte. Vielleicht war er taub, vielleicht verstand er auch kein Englisch. Aber die Waffe in der Hand durfte eindeutig genug sein. Die Stimmen kamen bereits aus dem vorderen Zimmer.

»Schick sie weg!« zischte ich ihm zu. »Auf Englisch!«

Er hob die Brust und der Bauch schwabbelte wie seine Kinne. »Geht weg!« rief er mit einer Stimme wie Micky, die Maus.

Schritte näherten sich der Tür, kaum hörbar auf dem Teppichboden. Jemand sagte etwas, höchstens zwei Meter von mir entfernt. Ich schätzte die Entfernung zu den Fettpolstern am Hals des Dicken ab.

»Verschwindet!« schrillte die Quietschstimme.
»Verschwindet sofort!«

Die Stimme draußen machte eine letzte Bemerkung, und die Schritte entfernten sich. Ich stieß die Luft aus, die ich unwillkürlich angehalten hatte. Der Dicke ließ kein Auge von mir.

»Du gehörst nicht zu uns«, piepste er plötzlich.

»Wer ist ›uns‹?«

»Wie bist du hierhergekommen?« fragte er zurück.

»Ich folgte einer Spur, und sie endete hier.«

»Unmöglich!« Der kahle Schädel wackelte aufgeregt.

»Jedenfalls bin ich hier. Und jetzt rede mal schön, Dickerchen, ehe mein Finger juckt und die Pistole losgeht.«

»Ich habe viel Geld«, versicherte mir das Stimmchen

nun ruhig.

»In Goldstücken?«

»Wie immer du es haben möchtest. Ich rufe ...«

»Du wirst niemanden rufen. Wer waren die Burschen, die Rassias bezahlten, damit er sie hierher brachte?«

Der Mund verzog sich ein wenig ängstlich. »Ich kann dir Macht geben ...«

»Ich habe alle Macht, die ich brauche.« Ich trat näher an ihn heran und drückte ihm die dreieckige Spitze der dreißig Zentimeter langen Harpune an die Kehle. »Wer bist du? Was ist das hier? Wer sind die schweigsamen Ganoven, die so schnell mit dem Schießprügel zur Hand sind?«

Er quietschte und preßte die Hand auf die schmutzige Seidendecke.

»Kennst du einen Mann namens Sethys?« Falls der Name ihm etwas sagte, zeigte er es zumindest nicht. Seine Augen klebten an mir. Ich sah mich im Zimmer um. Es war genauso unordentlich wie das vordere. An einer Wand befand sich eine geschlossene Tür. Ich drehte den Knopf, aber sie ließ sich nicht öffnen. Ich durchsuchte den Kleiderschrank daneben, dann den Inhalt des Schreibtischs, auf dem sich Zeitungen häuften, dazwischen lagen Münzen verstreut – aber keine einzige aus Gold –, und auch hier im Zimmer stand überall schmutziges Geschirr herum. Ich wußte selbst nicht, wonach ich suchte, aber was immer es auch sein sollte, ich fand es ohnehin nicht.

Der Fettwanst beobachtete jede meiner Bewegungen. Die Decke war von seiner Brust gerutscht und gab eine dicke braune Haut wie die eines haarlosen Walrosses frei. Er hatte eine Hand ausgestreckt und fummelte an einer geschnitzten Truhe neben dem Bett herum. Er zog sie schnell zurück, als er sah, daß ich in seine Richtung blickte.

Ich ging zu ihm hin und hob den Truhendeckel. Auf der ordentlich zusammengefalteten Bettwäsche lag ein Bündel aus metallisch grünschwarzem Stoff. Ich griff danach, als er einen Laut ausstieß wie eine Henne, der man den Hals umdreht. Und dann sprang er mich an.

Ich wich seitlich aus, aber nicht schnell genug. Seine fettgepolsterte Hand umklammerte bereits meine Rechte wie ein Schraubstock und zog. Ich hatte noch soviel Bewegungsfreiheit, daß ich ihm meinen Fuß in den Bauch, einen Ellbogen ins Auge und schließlich die Faust ans Ohr rammte. Aber das genügte nicht. Er trompetete wie ein aufgebrachter Elefant und langte nach meinem Hals. Seine Finger preßten sich in die Haut. Ich biß die Zähne zusammen und legte alle Kraft in einen Kinnhaken. Seine Augen verschleierten sich, und er sackte zusammen.

Ich betastete meine Knochen und wunderte mich, daß sie offenbar noch alle heil waren. Erstaunlich, über welche Kraft der feiste Kerl verfügte.

Ich hob den grünen Stoff auf. Es war ein Coverall für eine schlanke Mädchenfigur. Am Rücken war ein Riß und ein weiterer am rechten Ärmel, von dem auch ein kleines Stück fehlte – genau von der Größe des Flecks, den ich an der Pensionstür gefunden hatte.

9.

Fünf Minuten später kam er zu sich. Er machte ein paar zappelnde Bewegungen, hielt sich jedoch schnell ruhig, als ich die scharfe Spitze der Harpune in seine Seite drückte.

»Wo ist sie?«

Er blickte auf den Bodysuit in meiner Hand, und seine Backen schwabbelten. »Das kann ich nicht sagen.«

»Zu dumm«, knurrte ich. Ich stieß ihm die Harpunenspitze ins Fleisch. Blut spritzte aus dem Schnitt. Er zuckte zurück, und ich ließ ihn die Waffe erneut ganz leicht spüren.

»Sieh sofort zu, daß du sie hierherschaffst, oder ich spieße dich auf deine Matratze und suche sie selbst.«

»Du darfst mich nicht töten«, quietschte er. Er schien es ernst zu meinen. »Ich darf nicht berührt und verwundet werden und man darf mir keinen Schmerz zufügen.«

»Ich fürchte, du mußt dich damit abfinden, daß das Leben eine einzige Enttäuschung ist. Du hast fünf Minuten!«

»Ich gebe dir andere Frauen – so viele du willst ...«

»Nur die eine, danke.«

»Ich brauche diese Frau«, jammerte er.

»Wofür? Weshalb habt ihr sie hierhergebracht?«

»Ich brauche eine Frau – viele Frauen ...«

»Bis von Miami?«

»Sie erfreute mein Auge. Ich begehrte sie.«

»Heraus mit der Wahrheit, ehe ich kribblich werde.«

»Ich habe sie dir gesagt ...«

Ich stieß ein wenig mit der Harpune zu. Er machte eine zögernde Bewegung zur Pistole. Ich schlug ihm die Spitze

auf die Hand, und er winselte wie ein getretener Hund. Dann hielt er die Hand an den Mund, und ich hörte saugende Geräusche.

»Ruf einen deiner Boys und laß sie hierherbringen, dann schick deine Knechte wieder weg.«

Er deutete stöhnend auf einen großen Knopf am geschnitzten Kopfende des Betts. »Ich muß darauf drücken«, würgte er heraus.

»So tu's doch. Du weißt ja, wie du dich zu verhalten hast.«

Als er den Daumen auf den Knopf preßte, war zuerst ein Knistern zu vernehmen, dann sagte eine Stimme am anderen Zimmerende fragend: »Ja?« Ich wirbelte herum. Aus einem 3-D-Schirm starzte ein Männergesicht.

»Er kann uns nicht sehen«, flüsterte der Fettwanst heiser.

Der Mann auf dem Schirm sagte etwas in einer eigenartigen Stakkatosprache. Mein unfreiwilliger Gastgeber antwortete in der gleichen. Ich drückte ein bißchen auf die Harpune, um ihn an unsere Vereinbarung zu erinnern. Das Gesicht verschwand, und der Schirm erlosch. Der Dicke wimmerte und krallte seine Finger in das Bettzeug. Ein paar beachtliche Blutflecken färbten es bereits. Ich mußte fester zugestoßen haben, als ich beabsichtigte.

»Wenn die Frau hergebracht wurde, müßt ihr fort von hier.«

»Laß sie erst einmal hier sein, um den Rest kümmere ich mich dann schon.«

Er lag auf dem Bett und starzte mich an. Ab und zu hob seine Brust sich in einem heftigen Schluchzen. Ich blickte auf meine Uhr. Fünf Minuten waren seit der Anordnung vergangen. Endlich erklangen Schritte im vorderen

Zimmer. Ich drückte mich gegen die Wand. »Nur das Mädchen«, zischte ich durch die Zähne. Fettwanst stieß ein paar Befehle aus. Geräusche wie von einem Handgemenge waren zu vernehmen, dann stolperte Ricia durch die Tür. Sie trug etwas, das wie ein graues Büßergewand aussah, und war barfuß. Auf der Stirn hatte sie eine kleine Wunde, und ihre Hände waren auf dem Rücken gefesselt. Sie blickte den Mann auf dem Bett voll Verachtung an und sagte etwas abfällig Klingendes in der gleichen Sprache, in der sie versucht hatte, zu mir zu reden. Fettwanst streckte den Arm aus und deutete auf mich. Ricia machte einen Schritt vorwärts, sah mich und blieb wie angewurzelt stehen – dann strahlte sie über das ganze Gesicht.

»Akmal!« Sie wollte auf mich zulaufen, doch dann warf sie einen Blick auf den Fetten. Er sagte etwas zu ihr.

»Ist schon gut, Ricia«, versicherte ich ihr. »Wir verschwinden von hier.« Ich durchschnitt den Strick, mit dem ihre Handgelenke gebunden waren. Fettwanst piepste weiter auf sie ein, als wollte er sie zu etwas überreden, und fächelte mit den Händen herum.

»Das reicht!« rief ich scharf. »Komm, Ricia, wir gehen.« Ich nahm ihre Hand. Sie blieb stehen und sagte etwas Schneidendes zu dem Fetten. Er antwortete. Sie stieß etwas aus, das wie ein Befehl klang. Er rollte die Augen.

»Ihr werdet nicht weit kommen. Man wird euch töten. Die Frau befahl mir, dir das zu sagen.«

»Sicher, sicher.« Ich blickte Ricia an. Sie lächelte schwach. »Es ist schön, dich wiederzusehen, Mädchen«, sagte ich. »Aber jetzt wollen wir uns lieber auf den Weg machen.« Ich ging zum Kopfende des Bettes, stach mit der Harpunenspitze den Bedienungsknopf heraus und stieß die Drähte tief in das Holz.

»Ich brauche noch einen Taucheranzug für das Mädchen«, erklärte ich dem Dicken.

»Ich weiß nicht ...«

»Denk lieber nach.« Ich stocherte ein bißchen. Er jaulte.

»Vielleicht – an der Schleuse. Ja – ich erinnere mich jetzt. Es ist schon so lange her ...«

»Wo ist der nächste Ausgang?«

»Dort.« Er deutete auf die versperrte Tür neben dem Kleiderschrank. »Die Schleuse ist am Ende des Ganges dahinter.«

»Wo ist der Schlüssel?«

»Du brauchst nur auf den Kopf des geschnitzten Drachen zu drücken.«

Ich versuchte es. Die Tür glitt zurück. Ich blickte hinaus auf einen nassen Korridorboden, der sich in die Dunkelheit wand. Ricia war neben mir. »Mal – nicht gehen. Schlecht«, sagte sie.

»Mir gefällt es auch nicht besonders«, versicherte ich ihr. »Aber wenn wir die Schleuse nicht finden, kehre ich um und schneide ihm einen zweiten Mund unter sein Doppeldoppelkinn.« Ich warf Fettwanst ein letztes betont freundliches Lächeln zu, nahm Ricia am Arm und trat auf den Gang. Wir waren etwa drei Meter gekommen, als das Licht erlosch. Ich schnellte mich zur langsam schließenden Tür zurück, kam jedoch eine Sekunde zu spät.

»Mal!« stieß Ricia aus.

»Ist schon gut, Mädchen. Ich muß wohl einen von Fettwansts Knöpfen übersehen haben.« Meine Handlampe hing glücklicherweise noch am Gürtel. Ich strahlte damit die Tür an. Sie war auf dieser Seite ganz glatt, ohne einen hübschen Drachenkopf, den man drücken konnte. Ich warf mich mit ganzer Kraft dagegen, aber ein Panzerschrank

hätte nicht stabiler sein können.

»Nichts zu machen, Ricia. Dann müssen wir wohl doch unser Glück hier versuchen.« Hand in Hand folgten wir dem Korridor, der ein paar Kurven machte und zu guter Letzt vor einer zugemauerten Tür endete.

»Großartig«, brummte ich. »Endstation. Aber vielleicht haben wir irgendwo einen Ausgang übersehen.« Wir kehrten den Gang zurück. Die Wände waren glatt, von ein paar Rissen abgesehen, durch die Wasser sickerte.

»Hier kommen wir nie durch, Mädchen. Ich fürchte, wir müssen uns doch noch einmal mit Fettwansts Tür beschäftigen.« Ich sah sie mir genau an. Sie war aus einem Stück gefertigt.

Ricia hielt die Lampe für mich. Sie deutete auf den Beutel, den Carmody für mich am Gürtel befestigt hatte.

»Das?« fragte sie.

»Einbrecherausrüstung«, erklärte ich. »Aber ohne ein Schloß oder Angeln, wo ich sie ansetzen könnte, nutzt sie mir nichts.« Ich öffnete den Beutel, da fiel mein Blick auf den kleinen Schneidbrenner. Er sei etwas ganz Besonders, hatte Carmody gesagt. Na ja, was konnten wir schon verlieren, wenn ich es damit versuchte?

Ich hielt die Flamme stetig an eine Stelle. »Hier müßte auf der anderen Seite der Drachenschädel sein«, sagte ich zu Ricia. »Vielleicht schaffe ich ein Loch, durch das ich meine Hand stecken kann. Aber das kann Stunden dauern.«

Doch wir hatten Glück. Hinter der Stahlplatte befand sich offenbar eine weniger stabile Schicht. Funken sprühten, und das geschmolzene Metall floß.

Ricia legte eine Hand auf meinen Arm. »Mal, horch!«

Ich lauschte, hörte jedoch nur das Zischen der Flamme.

»Böse Männer! Hier!« Sie deutete auf die Tür. Ich

schaltete den Schneidbrenner aus. Dumpfes Pochen war zu vernehmen. »Klingt, als ob sie gegen die Tür schlagen.«

Ricia sah mich an, schwieg aber.

»Warum, zum Teufel, tun sie das? Sie brauchen doch nur auf den Knopf zu drücken.«

Ricia deutete auf das glühende Loch in der Tür. »Kaputt«, erklärte sie. »Kein Drachenkopf.«

»Könnte sein«, überlegte ich laut. »Ich muß die Drähte durchgeschmolzen haben.« Ich biß mir auf die Lippe. »Ich habe eigentlich gehofft, daß sie nicht so schnell auftauchen würden, aber Fettwanst hatte offenbar noch ein paar Trümpfe im Ärmel.«

Niemand widersprach mir. Ich starrte auf die Tür, wo das Glühen erlosch. Ricia schmiegte ihren Kopf an meine Brust.

»Tut mir leid, Mädchen.« Ich strich ihr über das Haar. »Deine Chance wäre vermutlich besser gewesen, wenn ich mich nicht eingemischt hätte ...«

»Besser hier, Mal.« Sie legte ihre Arme um meinen Hals und drückte die Lippen auf meine, dann murmelte sie beruhigend auf mich ein, und es half wirklich. Mein Kopf war gleich wieder viel klarer.

»Wenn ich für diese verdammten Ganoven nur irgendeine Falle zusammenbasteln könnte. Irgend etwas, das sie in die Luft ...« Ich spürte plötzlich neue Hoffnung in mir wachsen. Ich hatte eine Idee. Ich bedeutete Ricia, die Lampe auf das Loch im Stahl zu behalten. Die Tür dahinter war hohl. »Sehr gut«, brummte ich. Mit der Harpunenspitze säbelte ich einen Fetzen von Ricias Sackgewand ab. Ich wickelte ihn um die Düse des Schneidbrenners und schob das Ganze in das Loch, ehe ich auf Maximum drückte. Das Gasgemisch strömte sanft

zischend in den Türhohlraum.

»Ich habe keine Ahnung, wieviel im Zylinder steckt, aber ein bißchen muß ich unbedingt zurückbehalten.« Ich wartete kurz, dann zog ich die umwickelte Düse zurück und verstopfte das Loch mit einem weiteren Stoffetzen von Ricas Büßergewand. Den Schneidbrenner stellte ich nun auf den Boden, die Düse auf die Tür gerichtet, und schaltete ein.

»Wir werden sehen, was passiert, wenn das Metall durchgeschmolzen ist«, sagte ich zu Ricia. »Vorsichtshalber verziehen wir uns aber lieber.« Wir rannten hinter die Krümmung des Ganges. »Vielleicht passiert aber auch gar nichts«, meinte ich düster. »Vielleicht reicht das Gas nicht, um sich zu entzünden, oder vielleicht ist es so stark, daß es den Stöpsel herausshaut.«

»Ja, Mal.« Ricia tätschelte beruhigend meinen Arm, dann nahm sie meine Hände und drückte sie an meine Ohren. »Gute Idee«, murmelte ich, »falls wirklich ...«

Der Knüppel eines Riesen schlug mir auf den Schädel und schleuderte mich gegen die Wand. Funkelnde Sterne schwirrten vor meinen Augen. Ich tastete um mich, spürte rauhe Mauerstücke unter mir und schluckte Blut von meiner aufgebissenen Zunge.

»Ricia!« Meine Stimmbänder vibrierten von dem Schrei, aber ich konnte nur ein Schrillen wie von einer Sirene in meinem Schädel hören. Ich fand ihre Hand, zog daran, dann tastete ich sie nach Verletzungen ab. Sie war schlaff, reglos. Ich stöhnte erleichtert, als ich ihren Atem auf meiner Hand fühlte. Sie lebte!

Etwas Kaltes schwemmte gegen mich. Ich fummelte nach meiner Lampe, schaltete sie ein. Schmutziges Wasser

schäumte um die Gangkrümmung und trug kleinere Trümmerstücke mit sich.

Ich kämpfte mich auf die Beine und hob Ricia über meine Schulter. Wo die Tür gewesen war, drang Licht durch die ausgezackte Öffnung. Ich watete durch den Wasserfall und kletterte in das Zimmer.

Fettwanst war nicht zu sehen. Das Bett sah aus wie ein Bombentrichter. Matratzenfetzen und Holzsplitter vom Bettgestell waren im Raum verteilt. Bei den Stufen lag ein Mann halb unter Wasser, das sich um ihn rosig färbte. Ein weiterer trieb auf dem Rücken neben dem Schrank, sein Gesicht war nicht mehr sehr ansehnlich. Größere Teile von anderen Männern schaukelten in der Strömung.

»Sie müssen direkt vor der Tür gestanden haben, als sie hochging«, murmelte ich und versuchte, meinen Mageninhalt zu behalten. Ich schlepppte Ricia durch das kniehohe Wasser zu den Stufen zum Vorderzimmer. Durch einen breiten Spalt in der linken Wand quoll das Wasser in hohem Schwall. Ich duckte mich darunter hinweg, stolperte über alles mögliche und erreichte schließlich die offene Tür zu der Halle mit dem Marmortisch. Die beiden Männer, die ich hier auf dem Boden zurückgelassen hatte, waren verschwunden. Der bunte Mosaikboden lag etwa dreißig Zentimeter unter Wasser, und mehr drang durch unzählige Risse in der Wandmalerei.

»Die Explosion dürfte dem Unterwasserpalast den Rest gegeben haben«, murmelte ich.

Das Wasser reichte mir nun schon bis über die Knie, als ich die Schleuse erreichte. Ich versuchte mich zu erinnern, wie mein Führer sie geöffnet hatte. Ich zog den Hebel heraus und drückte ihn nach links. Tatsächlich, sie öffnete sich und warf mir einen gewaltigen Wasserschwall

entgegen, der mich von den Beinen hob und gut fünf Meter mit sich schwemmte. Irgendwie gelang es mir, das Mädchen festzuhalten, wieder auf die Füße zu kommen, zurückzuwaten und durch die Schleuse zu steigen. Das Wasser wirbelte hier um einen schweren Mahagonischreibtisch, der im Gang festgeklemmt war.

Ich kletterte darauf und sah etwa fünfzehn Meter voraus zwei Männer an einem Stahlluk zerren, ähnlich dem, durch das wir gekommen waren. Einer von ihnen blickte in meine Richtung, der andere fuhr fort, sich mit der Schleuse zu beschäftigen. Der, der gedeutet hatte, packte ihn am Arm, doch der andere stieß ihn zur Seite, ohne sich weiter stören zu lassen. Plötzlich leuchtete ein rotes Licht über dem Luk auf, und es schwang zurück. Mit Ricia auf dem Rücken watete ich darauf zu. Die beiden Männer waren inzwischen bereits dahinter verschwunden. Gerade als ich es erreichte, begann es sich zu schließen. Ich drückte dagegen und klemmte mich mit gespreizten Beinen dazwischen.

Am liebsten hätte ich vor Schmerz aufgeheult, als einer der Burschen auf meine Finger hämmerte. Ich fummelte mit meiner Linken, zog die Harpunenpistole und zielte damit am Lukrand vorbei. Ich hörte einen Schrei und jemanden um sich schlagen. Das Luk gab nach. Ich sah einen hellbeleuchteten Schleusenraum mit einem zweiten Luk am gegenüberliegenden Ende. Ein Wandschrank stand offen und ein Mann, bereits halb in einem Froschmannanzug, kauerte daneben. Die Harpune war genau durch seine Kehle gedrungen.

Ich sah gerade noch das rotangelaufene, schon fast bläuliche Gesicht des anderen, der verzweifelt gegen das Luk drückte, als etwas Glänzendes auf mich herunterschwang. Ich duckte mich. Mein Schädel fing den

Schlag voll auf. Ich ging zu Boden und das wirbelnde Wasser wusch über mich hinweg.

Das Wasser brannte in meiner Lunge, und alles verschwamm vor meinen Augen. Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, auf jeden Fall kam ich irgendwie wieder hoch, hielt Ausschau nach Ricia und sah ihr dunkles Haar auf der Oberfläche treiben. Ich schwamm ihr eilig nach und hob ihr Gesicht aus dem Wasser.

Die Strömung schwemmte uns davon, um eine Biegung herum, dann zwischen dahintreibenden Stühlen, Tischen, Papieren und halb herausragenden Statuen hindurch. Ich bekam einen tüchtigen Hieb auf den Schädel und eine recht ordentliche Abschürfung an der Seite, ehe ich eine schwere Kiste zu fassen bekam und mich dagegenstemmen konnte. Ich kannte das Zimmer, in dem wir uns befanden, obwohl wir auf einem anderen Weg hierhergekommen waren.

Das Wasser stieg erschreckend schnell. Bis zur Decke waren es höchstens noch siebzig Zentimeter. Mein Kopf brummte, als beherberge er einen ganzen Bienenschwarm, und meine Arme schmerzten von der Anstrengung, Ricias Kopf über Wasser zu halten.

Plötzlich änderte sich die Strömung um mich. Ich spürte, mehr als ich es hörte, das tiefe Dröhnen von Maschinen. Eine neue Strömung zog mich zu einem erst jetzt entstandenen Wirbel in der Mitte des Raumes. Unter uns, von drei Meter schwarzem Wasser bedeckt, mußten die Gitter nun offen sein. Irgendwie, trotz der gespaltenen Wände, arbeiteten die Pumpen und zwangen das eindringende Wasser durch einen Hundertmetertunnel zum offenen Meeresgrund. Wie lange sie noch funktionieren würden, war eine andere Frage.

Es blieb mir keine Zeit, die Alternativen abzuschätzen.

Ich leerte das Wasser aus meinem Atemhelm, stülpte ihn über den Kopf und ließ ihn einrasten. Dann klemmte ich das bewußtlose Mädchen unter den Arm, ließ meinen Halt los und glitt unter die Oberfläche.

Der Sog rammte mich schmerhaft gegen das offene Gitter. Ich drehte mich auf den Rücken, tastete mit den Füßen durch den engen Spalt zwischen den beiden Gitterteilen, und zog Ricia nach. Ich konnte ihr Gesicht gespenstisch blau in dem trüben Wasser sehen. Überall wirbelte Treibgut. Ein Helm trudelte ganz in der Nähe. Ich bekam ihn zu fassen und zog ihn über Ricias Kopf. Es würde noch ein weiter Weg an die Oberfläche werden – wenn wir es überhaupt schafften.

Die Strömung zog mich unter die Krümmung der Tunneldecke. Ich schaltete den Antrieb ein. Das Wasser peitschte gegen uns, aber irgendwie erreichten wir doch das Ende des Rohres und waren im freien, wenn auch hier noch stark aufgewühltem Wasser.

Ich versuchte Ricias Puls zu fühlen, aber meine Hände waren steif vor Kälte. Im Strahl meiner Handlampe schwamm ein riesiger Fisch neugierig näher, ergriff aber die Flucht, als ich ihn mit der Hand abwehrte. In fünfunddreißig Meter Tiefe spürte ich einen scharfen Schmerz im Nacken. Der schnelle Aufstieg mochte explosiven Unterdruck verursachen und einen innerhalb von Sekunden zum Krüppel machen. Ich bremste die Geschwindigkeit ein wenig. Höher stiegen wir, fünfundzwanzig Meter, zwanzig, fünfzehn, zehn ...

Ein Stich wie von einer glühenden Klinge lähmte mein rechtes Bein. Ich biß die Zähne zusammen und zwang meine Augen gegen den Druck offenzuhalten, der sie aus den Höhlen quellen lassen wollte.

Ich schoß durch die Oberfläche und sank schmerzgepeinigt zurück. Flüchtig sah ich Lichter auf dem Wasser, dann fand ich den Antriebsknopf. Ich steuerte mit den Beinen auf die chromglänzende Leiter am Heck der Jacht zu, bekam sie zu fassen und hielt mich fest, während ein roter Schleier mein Gehirn einhüllte. Da faßte eine Hand nach meinem Arm und zog daran.

»Ricia – schnell – Dekompressionskammer« Dann drückte ihr Gewicht nicht länger gegen mich. Hände zogen mich über die Reling und auf Deck. Warme Luft schlug mir entgegen, als mir jemand den Helm abnahm, und alles in einer Stille, die nur von dem schrillen Summen unterbrochen wurde, das seit der Explosion meinen Schädel quälte. Meine Augen waren Bälle weißglühender Pein – Stachel, die sich in mein Gehirn bohrten.

Ich wollte aufstehen, und die Hände hoben mich. Dann lag ich auf dem Rücken und spürte schwere Luft wie Hämmer auf mich einschlagen. Ich tastete herum und berührte Ricias kühle Wange. Plötzlich ließ der Schmerz nach, als hätte man einen Dorn aus der Wunde gezogen. Ich holte Atem, schmeckte den metallischen Geruch der Luft und lachte fast, als ich daran dachte, daß ich eine gute Stunde den Gestank der Vulkane vergessen hatte.

Dann sank ich in warme, wohlige Bewußtlosigkeit.

10.

Es muß schier endlos gedauert haben, bis die Besinnung wiederkehrte. Zuerst war ich mir der Schmerzen in meinem Kopf bewußt, dann anderer Wehwehchen. Meine Augen brannten vor purpurner Pein. Ich öffnete sie gegen den Druck und sah das Licht an der Decke des Dekompressionstanks wie einen verschwommenen Faustball. Ich probierte einen Arm aus – er ließ sich bewegen. Ich benutzte ihn, mich aufzustützen. Ricia lag auf dem Gesicht neben mir, in eine Decke gehüllt. Einen entsetzlichen Augenblick lang, während ich meine Hand an ihre Lippen drückte, spürte ich nichts, dann endlich einen warmen Atem. Sie lebte.

Ich taumelte auf die Füße und kauerte mich unter der niedrigen Deckenkrümmung des Tanks zusammen. Mein rechtes Knie war geschwollen und taub. Ich beugte mich ganz nahe an die Druckmesser. Wie durch einen Schleier hindurch sah ich den langen Zeiger, der über der Zahl 14.6 stillstand. Demnach konnte ich den Tank nun ruhig öffnen. Ich torkelte zum Verschlußhebel und zerrte daran. Ich war so schwach wie verwässerter Whisky. Ich wollte gegen die Wand hämmern, um Carmody wissen zu lassen, daß ich wach war, aber irgend etwas hielt mich davon ab. Ich überlegte.

Da kam es mir. Die Jacht war immer noch auf hoher See. Meine Uhr zeigte zwanzig Minuten vor fünf Uhr – also waren sieben Stunden vergangen, seit ich in die Tiefe tauchte. Weshalb war Carmody nicht zurückgefahren, hatte Ricia zu einem Arzt gebracht? Und weshalb trieb das Boot quer zum Wellengang?

Ich zerrte noch einmal am Hebel. Diesmal gab er nach. Ich drehte ihn voll herum, der Verschluß sprang etwa einen Zentimeter auf. Ich sah die graue Dämmerung draußen, das gebleichte Teakholz des Decks – und die Waden und Füße eines Mannes, der auf dem Bauch etwa zwei Meter von mir entfernt lag. So leise ich konnte, schloß ich den Tankverschluß und tastete nach der Harpunenpistole. Sie war fort. Zweifellos hatte ich sie in dem Rohrtunnel verloren.

Ich wartete fünf Minuten, dann öffnete ich den Tankdeckel erneut einen Spalt und betrachtete die Beine. Meine Sicht war immer noch ziemlich verschleiert, trotzdem glaubte ich, daß es Carmodys Leinenschuhe waren, die ich da vor mir hatte. Auf dem Boot herrschte völlige Stille, nur das Summen dröhnte immer noch in meinem Schädel. Aber vielleicht war ich taub? Ich hielt meine Finger ganz dicht ans Ohr und schnalzte. Doch, das Geräusch hörte ich sehr wohl.

Mit weichen Knien trat ich hinaus und duckte mich, damit ich nicht über den Tank hinausragte. Dann schloß ich den Deckel hinter mir und sah mir den Mann auf dem Deck an. Es war wirklich Carmody, und er war tot. Zwanzig Meilen vom Land entfernt hatten die Fliegen ihn schon aufgespürt.

Rassias war am Bug. Er lag auf dem Rücken mit einem Loch durch die Stirn. In der Nähe war ein bräunlicher Pfad verkrusteten Blutes, der zur Reling führte. Jemand mit einer größeren Verwundung war über Bord gegangen.

Ich hatte mich ganz leise bewegt, barfuß – aber doch nicht vorsichtig genug. Der Hinterkopf eines Mannes tauchte gerade von unten auf, als ich mich umdrehte. Ich ließ mich lautlos auf alle viere fallen und robbte zurück, bis

ich ein Auge riskieren konnte. Er stand etwa zwei Meter von mir entfernt und blickte in Richtung Heck. Gleich würde er sich umdrehen, das erkannte ich an der Haltung seiner Schultern. Ich sprang, ehe er es tat. Mein taubes Knie ließ mich im Stich. Ich verfehlte seinen Rücken und streifte seine Hüfte. Ich schlug hart auf dem Deck auf, rollte mich herum und starrte in einen Pistolenlauf. Sein Finger zuckte bereits am Abzug.

»Nein. Noch nicht!« hörte ich durch das Summen in meinem Schädel. Ein zweiter Mann trat aus der Dämmerung der Kabine. Ich blinzelte, versuchte sein Gesicht besser zu sehen. Ich war mir nicht sicher, aber ich glaubte, ihn schon einmal gesehen zu haben – in Miami, vielleicht.

Der Bursche mit der Kanone steckte sie weg. Er sah aus wie ein Schullehrer, mittelgroß, etwa Vierzig, mit schütterem Haar und Bäuchlein. Der andere hatte den Weltschmerzausdruck eines Bestattungsunternehmers. Sie blickten mich einen Augenblick durchdringend an, dann drehte der Pistolenschütze sich um. »Ich hole Stricke, um ihn zu binden.« Er sprach fehlerloses Englisch mit einem fremdartigen Akzent. Ich hatte das Gefühl, daß er sich in weiteren Dutzend Sprachen genausogut ausdrücken könnte.

Der Sarghändler blieb stehen und beobachtete mich. Er sah aus, als könnte ich ihn mit Leichtigkeit überwältigen. Ich setzte mich langsam auf. Seine Hand zuckte und brachte eine Pistole zum Vorschein.

»Nimm den Gürtel ab«, befahl er mit gleichgültiger Stimme. Ich schnallte ihn auf. Mit dem ganzen Zeug daran war er verdammt schwer.

»Wirf ihn über die Seite.« Die Pistole deutete genau auf meine Stirnmitte. Er mußte der sein, der Rassias umgelegt hatte. Ich tat wie geheißen.

»Anzug 'runter!«

Ich öffnete den Reißverschluß des Klimaanzugs und schlüpfte ächzend heraus. Meine Knochen fühlten sich an, als wären sie einzeln durch die Mangel gedreht worden.

»Über die Seite.«

Ich knüllte ihn zusammen und ließ ihn über die Reling fallen. Was mir blieb, war nur meine Unterhose und die mir angeborene Würde.

Er steckte die Pistole weg, schließlich war ich jetzt hilflos. Der andere Bursche kam zurück und hieß mich niederlegen. Ich war heute ausnahmsweise einmal besonders folgsam. Er schnürte einen Nylonstrick um meine Fußgelenke und band danach meine Hände auf dem Rücken zusammen. Ohne einen weiteren Blick auf mich spazierten sie davon, während ich mit dem Gesicht nach unten in einer Pfütze unangenehm kalten Wassers lag und es mich in meiner Unterhose scheußlich fror.

Ich rollte mich herum und stieß mich einen Meter zurück. Die beiden Ganoven standen nebeneinander beim Deckhaus und starrten über die Heckreling. Das Boot schaukelte und trieb im Wind. Carmody lag, wo sie ihn umgebracht hatten. Nur die summenden Fliegen kümmerten sich um ihn. Eine flog zu mir herüber, begutachtete mich und beschloß, noch ein wenig zu warten.

Eine Eisenkiste war etwa einen halben Meter von mir am Deck festgeschraubt. Ich stieß mich noch ein wenig weiter zurück, bis ich dahinter sehen konnte. Das Öltuchbündel, das ich an Bord gebracht hatte, war noch da. Ich probierte die Stricke um meine Handgelenke. Nylon eignet sich eben nicht für alles. Ich konnte einen der Knoten mit meinen Fingerspitzen erreichen, und nach einer halben Minute hatte ich meine Hände bereits frei. Ich rieb

und massierte sie hinter meinem Rücken, um die Kälte zu vertreiben.

Die Boys am Heck ignorierten mich. Einer deutete. Ich folgte seinem Finger und sah ein dunkelgestrichenes Schiff auf die Jacht zukommen. Mehrere mit Öltuch bedeckte Deckgeschütze waren zu sehen. Die Burschen am Heck warteten offenbar darauf.

Ich tastete hinter die Kiste, zog das Bündel heran, öffnete das Etui und packte den Griff des Gewehrs. Ich erstarrte, als der Schullehrertyp in meine Richtung schaute. Dann zappelte ich und tat so, als versuchte ich vergebens mich aufzurichten. Er beobachtete mich kurz, und widmete sich wieder dem herankommenden Schiff. Ich sah es nun besser. Es hatte bestimmt gut seine fünfhundert BRT. Ein halbes Dutzend Männer lehnte an der Reling. Einer rief herüber, und der Sargverkäufer winkte ein wenig steif zurück.

Meine beiden Wächter hatten mir nun den Rücken zugewandt. Ich zog die Weatherby ganz heraus. Vor dem Aufbruch hatte ich sie erst geladen. Ich legte mich auf den Rücken, das Gewehr auf der Brust, entsicherte es und hob meinen Kopf weit genug, um zielen zu können. Ich richtete den Lauf auf den Rücken des Schullehrers und ließ eine Runde dahinorgeln. Der Rückstoß versetzte meiner rechten Wange einen Hieb wie mit einem Baseballschläger, und mein Ziel verschwand über die Reling. Der andere wirbelte herum, zog seine Pistole. Ich schwang den Lauf herum und feuerte erneut. Von seinem Kopf blieb nicht viel übrig.

Auf dem Kutter herrschte plötzlich lebhafter Betrieb. Ich sah einen grellen Blitz, und eine zurückprallende Kugel zischte über meinen Kopf hinweg. Ich legte die Weatherby hastig weg, packte die Neuentwicklung des Militärs, stellte

sie auf Automatik und spurtete hinter die Reling.

Überall um mich herum schlugen nun Schüsse ein. Ich spuckte fliegende Splitter, schob den Lauf meines MGs durch ein Astloch, zielte auf die Wasserlinie des Kanonenboots und drückte ab. Ich hörte ein Grollen wie von einem angeschossenen Tyrannosaurus, aber mein MG war ein anständiges Mädchen, von einem heftigen Stoß gegen meine Schulter abgesehen, verhielt es sich so ruhig wie ein Kapselrevolver. Es spuckte sein Magazin in einem Stakkato aus, das gegen meine abgestumpften Ohren wie ein in Watte verpackter Wecker dröhnte, und schwieg schließlich abrupt. Ich ließ es fallen, rollte mich nach rechts und hörte Kugeln neben mir einschlagen. Ich drückte mich eng an das Deck und wartete ab. Die Weatherby lag etwa drei Meter von mir entfernt. Wenn mein Versuch mit der Automatik nichts genutzt hatte, würde der Kutter in wenigen Sekunden längsseits gehen.

Ich paßte auf, wo die Kugeln einschlugen. Ich war mir nicht sicher, aber ich hatte das Gefühl, als kämen sie von ständig weiter weg. Ich robbte zum Astloch zurück und riskierte ein Auge. Der Kutter war etwa fünfunddreißig Meter entfernt, mit dem Bug in Richtung auf die Jacht. Ich konnte die Seite nicht sehen, in die ich das Magazin des MGs geleert hatte, aber steuerbord schien mir das Schiff ein wenig abzufallen.

Die Schießerei hörte plötzlich auf. Ich beobachtete, wie etwa ein Dutzend Männer die Öltücher von den Deckgeschützen zogen. Es war Zeit, daß ich mir das Elefantengewehr wieder holte. Ich sprang, rollte mich herum und nahm Deckung. Niemand feuerte.

Ich robbte wieder zu meinem Astloch zurück und zielte auf den Mann hinter der .88er. Er ging zu Boden wie eine

von Wühlmäusen angenagte Vogelscheuche. Eine Schulter tauchte links von der Kanone auf. Ich schoß darauf, und sie verschwand. Jemand rannte über Deck. Ich verfehlte ihn. Ein anderer versuchte, den Abzugsbügel zu erreichen. Ich lehrte ihn das Fliegen. Der Kutter lag nun ohne alle Zweifel schräg. Er hatte gewendet und drehte mir jetzt das Heck zu. Niemand bewegte sich in der Nähe der Kanonen.

Als der Kutter sich etwa hundert Meter entfernt hatte, jagte ich ihm meine letzten zwei Runden nach, dann lief ich geduckt zum Cockpit und versuchte den Starter. Der Dieselmotor ächzte zuerst, dann legte er los. Ich beschäftigte mich mit dem Ruder, drehte es rechts, dann links in hübschen Kurven. Es dauerte eine ganze Minute, ehe die Geschütze des Cutters die erste Runde ausspuckten – und weit daneben. Sie versuchten es noch zweimal ohne Erfolg, dann gaben sie auf. Als ich zum Luftholen hochkam, war er bereits eine Meile heckwärts, mit einer Seite ziemlich tief.

Die aufgehende Sonne malte rote Streifen über die Wellen. Ich korrigierte meinen Kurs und stellte die Steuerung auf Automatik. Dann ging ich zum Tank, um nach Ricia zu sehen.

Sie war wach und sah dünner und durchsichtiger denn je aus, aber sie lächelte mich an und sagte etwas mit viel zu schwacher Stimme.

»Tut mir leid, Mädchen.« Meine Stimme hörte sich in meinen Ohren komisch an, wie eine schlechte Schallplatte, die der Wohnungsnachbar mit kratzender Nadel abspielt. »Ich kann dich nicht hören. Zu viele laute Geräusche in letzter Zeit zu dicht an meinen Ohren. Wie fühlst du dich?«

Sie schüttelte den Kopf und deutete auf ihre Ohren. Sie war so taub wie ich. Ich drückte meine Hand auf ihre Stirn.

Die Temperatur war richtig. Auch ihr Puls war gut: stark und gleichmäßig.

»Ich bringe dir Suppe.« In der Kombüse öffnete ich eine Dose, kochte Wasser und richtete ein Tablett her. Außer der Suppe gab es Toast und ein Glas Orangensaft. Sie wollte sich aufsetzen, als sie die guten Dinge sah, aber ich bemerkte, wie schwer es ihr fiel. Schnell holte ich Kissen aus der Kabine, stopfte sie ihr in den Rücken und fütterte sie mit dem Löffel. Sie aß wie ein ausgehungertes Kätzchen. Dann hob sie einen Arm, der ihr viel zu schwer war, und berührte sanft mein Gesicht. Ich sah, wie sich ihre Lippen bewegten, aber ich hörte nur »Mal«. Dann betastete sie ihre Augen. Dunkle Flecken ließen sie noch tiefer erscheinen – Blutergüsse von den Äderchen, die durch das plötzliche Nachlassen des Drucks geplatzt waren, als wir an die Oberfläche stießen.

Wir hatten beide verdammtes Glück gehabt. Abgesehen von noch ein paar Blutergüssen, die nicht viel schmerzhafter als Verrenkungen waren, hatten wir unser Abenteuer ohne größere Verletzungen überstanden. Ich wollte sie in die Kabine tragen. Aber im Augenblick war ich selbst noch zu schwach dazu. Ich deckte sie gut zu, vergewisserte mich, daß der Ventilator seine Pflicht tat, und verzog mich in die Kabine und auf meine Koje. Ich war sofort weg.

Als ich erwachte, war es Spätnachmittag. Ich stand auf und torkelte zum Wandspiegel. Das Gesicht, das mir entgegenblickte, wäre genau das Richtige für einen Horrorfilm gewesen. Beide Augen waren purpurschwarz und so stark geschwollen, daß ich die Lider kaum bewegen konnte. In meinem Haar war verkrustetes Blut, und zwischen meinen Bartstummeln ebenfalls. Was vom Rest

zu sehen war, war fahlgrau.

Ich tauchte meinen Kopf in kaltes Wasser, dann in heißes und nahm mir Carmodys Rasierapparat. Die Dusche konnte warten, bis ich mich um Ricia gekümmert hatte. Sie war wach und ihre Wangen hatten wieder ein wenig Farbe angenommen. Ich kochte noch einmal Suppe für sie, brachte ihr heißes Wasser, Seife und einen Kamm dann gönnte ich mir die verdiente Brause. Carmodys Sachen waren mir ein wenig groß, aber mit aufgerollten Hemdsärmeln und Hosenbeinen ging es schon. Nun war Zeit, zu tun, was getan werden mußte.

Carmody war schwer. Ich brauchte fünf Minuten, ihn über die Reling zu hieven. Er war ein guter Mann gewesen und war gestorben, weil er mir helfen wollte. Er hätte eine bessere Bestattung verdient, aber es war heiß hier, und Ricia würde bald an Deck kommen.

Rassias war leichter. Hinterher spülte ich einen Eimer Salzwasser über die Planken und schrubpte nach. Die Fliegen schienen zutiefst beleidigt. Sie summten wütend um meinen Kopf.

Ich überprüfte unseren Kurs und die Position. Wir fuhren genau westwärts und würden in etwa einer Stunde die afrikanische Küste südlich von Tunis sichten – außer sie war inzwischen auch verschwunden. Ricia lag noch auf dem Boden im Tank. Es war der kühlsste Ort auf der Jacht, und die Luft war sauber.

»Wir werden bald einen Hafen erreicht haben«, versicherte ich ihr. »Dort besorge ich dir einen Arzt, und in ein paar Tagen wirst du wieder auf den Beinen sein. Dann können wir hinfahren, wohin du magst. Wir haben genügend Verpflegung und Ausrüstung für eine lange Kreuzfahrt.« Ich kam mit keinem Wort auf den

zerfallenden Palast am Meeresboden zu sprechen. Das Ganze schien mir ohnehin bereits wie etwas aus einem Fiebertraum. Soweit es mich betraf, war ich mit den Kerlen quitt. Ich hatte Ricia herausgeholt und meinen eigenen Hals gerettet. Ich dachte bedauernd an Carmody – und Rassias. Aber sie waren tot, genau wie diverse merkwürdige Männer mittleren Alters, deren Rolle ich nun nicht mehr erfahren würde – und ich wollte es auch gar nicht. Ricia und ich lebten. Mein bescheidener Wunsch war, es dabei zu belassen.

Etwa gegen ein Uhr mittags sichteten wir die Küste, und fünfzehn Minuten später bahnten wir uns einen Weg durch Treibgut, das dich an dicht schwamm, in einen Hafen voll havarierter Schiffe. Einer der Wirbelstürme hatte hier ganz schön gehaust. Ich legte an einem Kai an, wo noch einigermaßen Leben herrschte. Dann versicherte ich Ricia, daß ich nur nach einem Arzt schauen und gleich mit ihm zurückkommen würde. Sie sollte sich einstweilen nicht von der Stelle rühren.

Auf dem Kai schwenkte ich eine Zehnernote und fragte, wer Englisch konnte. Ein Bursche mit einem Schnurrbart wie eine Schuhbürste griff nach dem Schein und zeigte mir seine gelben Zähne in einem strahlenden Lächeln.

»Ich sprechen Englisch. Willst du Frau?«

»Ich brauche einen Arzt«, erklärte ich ihm.

Er nickte heftig. »Bester Doktor hier. Du kommen mit.« Er führte mich in eine Seitenstraße, die immer enger wurde und schließlich zu einer Steintreppe zwischen mossbewachsenen Häusern führte. Bis ich hinter ihm oben angekommen war, verschwand er durch eine Haustür. Auf halbem Weg wurde mir bewußt, daß irgend etwas faul war.

Bis zu der Haustür waren noch etwa zwölf Meter. Links

davon befand sich ein Torbogen. Ich ging weiter, als wäre alles in Ordnung. Im letzten Augenblick wirbelte ich herum und rannte. Aber ich hatte kein Glück. In meinem Torbogen stand ein kleiner Mann in schmutzigem braunen Anzug und breitete die Arme aus. Ich rannte ihn um, da spürte ich auch schon den Knüppel des Kerls, der mir hinter ihm aufgelauert hatte. Mein Schädel schien zu explodieren, und alles wurde schwarz um mich.

Das Erwachen war gar nicht angenehm. Ich hatte mich schon vor dem Schlag auf den Schädel nicht richtig wohl gefühlt, jetzt war ich völlig fertig. Es gab keinen Zentimeter meines Körpers, der nicht schmerzte. Das Pochen in meinem Kopf schien mir so laut, daß man es noch in fünfzig Meter Entfernung hören müßte, und der Schmerz in meinem Magen verriet mir, daß ich mich übergeben hatte, ehe ich zu mir kam. Ich lag auf einer Bank in einem viel zu heißen, engen Zimmer.

»Wie fühlst du dich?« fragte eine gleichgültige Stimme von irgendwo her. Es gelang mir, ein Lid zu heben. Vor mir stand ein adrett gekleideter Bursche mit schütterem Haar und Mittelscheitel, einem Gesicht wie eine Dörrpflaume und einem hageren Hals, den ich mit Vergnügen zugeschnürt hätte.

»Wie ein gezogener Zahn«, krächzte ich. Meine Zunge war dick wie ein Schwamm, aber ich konnte mich jetzt schon ein wenig besser hören. Vielleicht würde ich mein Gehör rechtzeitig zurückbekommen, um meine eigenen letzten Worte zu vernehmen.

»Wo ist die Frau?« fragte Dörrpflaume. Ich hatte das Gefühl, daß es ihm völlig egal war, wie ich mich fühlte.

»Welche Frau?«

Jemand auf der anderen Zimmerseite machte eine plötzliche Bewegung, wurde jedoch von einem gebellten Befehl meines Inquisitors zurückgehalten.

»Das ist die richtige Einstellung«, lobte ich ihn. »Noch ein paar Liebkosungen wie bisher, und ich singe im himmlischen Chor und nicht in deine braunen Muschelohren.«

»Wenn du mir gesagt hast, wo die Frau ist, wird man sich um deine Verletzungen kümmern.«

»Welche?«

»Die Frau, die du entführt hast. Vergeude unsere Zeit nicht.«

»Ich meinte, welche Verletzungen? Ich habe eine Auswahl davon zu bieten.«

»Wir haben dein Boot durchsucht. Da sie nicht an Bord ist, mußt du sie weggebracht haben. Es spart uns Zeit und Mühe, wenn du uns gleich sagst wohin.«

»Warum nicht? Weshalb sollte ich mich dieses Mädchens wegen in Schwierigkeiten bringen? Ich machte einen schnellen Trip nach Athen und warf sie über Bord.«

»Du lügst.«

»Wenn du es besser weißt!«

»Warum hast du sie hinausgeworfen?«

»Sie wollte nicht so, wie ich wollte.«

»Was wollte sie nicht?«

»Muß ich das wirklich so genau erklären?«

»Zu diesem Zweck hast du die Frau entführt?«

»Weshalb sonst?«

Dörrpflaume konferierte mit den beiden anderen Stimmen. Die Sprache klang wie Chinesisch in meinen Ohren. Vielleicht war es das auch.

»Ich werde es aus ihm herausbekommen«, meldete sich

eine neue Stimme auf Englisch.

»Nein, nicht aus ihm. Er ist nicht der Typ. Er wird eher sterben. Wir haben keine Zeit für Experimente.«

Jemand sagte etwas in einer anderen Sprache, aber Dörrpflaume unterbrach ihn. »Nein, die Entscheidung ist gefallen. Bringt ihn auf den Hof und schlitzt ihm die Kehle auf.«

11.

Der Schlaf der Erschöpfung ist etwas Wundervolles. Sie mußten mich fünf Minuten später, oder vielleicht war es sogar noch später, aufwecken, um mich hinauszuschleifen. Sobald sie mich losließen, klappte ich zusammen. Sie zerrten mich wieder hoch. Offenbar schnitt man einem die Kehle nur durch, wenn er stand. Ich fragte mich, ob das Messer scharf sein und ob es sehr weh tun würde. Aber so richtig interessierte es mich eigentlich gar nicht.

Die angenehme Gleichgültigkeit ließ plötzlich nach, und mir wurde entsetzlich übel. Ich mußte mich übergeben. Dann zerrten die Hände wieder an mir, und es ging weiter. Ich mußte wohl im Gehen geschlafen haben, denn ich erwachte auf dem Hintersitz eines Wagens zwischen zwei fetten Männern, die nach Schweiß und Curry stanken. Eine Stimme, die ich schon einmal gehört hatte, sagte: »... ist die Anweisung des Primären.«

»Aber der Kerl da ist unwichtig. Der Platz ...«

»Es ist mein Befehl!«

Dann hüllte mich erneut wirbelnder Nebel ein, und ich versank darin.

Verschwommen bekam ich Hände mit, die schon wieder an mir zerrten. Ich roch Salzwasser und Fäulnis, spürte schwankendes Deck unter mir, und das Dröhnen von Maschinen. Stimmen redeten rund um mich, manchmal auf englisch, aber auch auf Deutsch, französisch und russisch, und hin und wieder in Dialekten, die ich nie gehört hatte, und vermischten sich zu einem seltsamen Traum von Verfolgung und Rache. Und dann war ich an einem kühlen, schwachbeleuchteten Ort. Hände hoben mich. Ich lag auf

dem Rücken. Weitere Hände betasteten mich. Ich spürte den Stich einer Nadel im Arm und schlief weiter.

Jemand stieß mich am Fuß. Mühsam hob ich die Lider. Ein bleicher Mann in sterilem Weiß stand über mich gebeugt. Er hatte weiche Züge, randlose Brillengläser und hellbraune Haarbüschele über den Ohren.

»Deine Mahlzeit ist hier«, sagte er brüsk. »Du wirst sie essen.«

Ein Duft des gebratenen Fleisches und der Gemüse auf einem Tablett auf dem Tischchen neben meinem Bett stieg mir in die Nase. Dahinter waren die Weißen Wände eines kleinen Zimmers, eine braune Kommode mit einem quadratischen Spiegel, die Ecke einer schmalen Tür und eine weitere halboffene Tür, die zu einem WC führte. Mir war schwindlig, das Bett wogte unter mir.

»Wo bin ich? In einem Krankenhaus?«

»Setz dich auf«, befahl der Mann in Weiß. Er schob Kissen in meinen Rücken, dann stellte er das vierfüßige Tablett über meinen Schoß. Ich aß, als hätte ich seit Tagen nichts mehr bekommen, was vermutlich auch der Fall war. Dann schlief ich wieder ein. Zur nächsten Mahlzeit weckte man mich erneut, und wieder schlief ich ein. So ging es mehrere Male, bis Dörrpflaume mich besuchte.

»Wirst du mir jetzt sagen, wo die Frau ist?« fragte er kalt.

»Welche Frau?«

»Die Frau, die du entführst hast. Du weißt genau, wen ich meine.«

»Dir fällt offenbar überhaupt nichts anderes ein«, brummte ich. »Ich dachte, du wolltest mir die Kehle aufschlitzen lassen. Was ist geschehen? Hast du die Nerven verloren?«

»Meine Anweisungen wurden von einem Höheren überstimmt. Du sollst einer Sonderinquisition ausgesetzt werden. Du würdest dir viel Unannehmlichkeiten ersparen, wenn du jetzt sprichst.«

»Jag' mir keine Angst ein, ich bin ein kranker Mann.«

»Du hast dich von deiner Gehirnerschütterung bereits erholt. Deine Schädelwunde ist, dank unserer Mittel, fast geheilt. Du bist stark genug, ein längeres Verhör zu überstehen.«

»Wie lange bin ich schon hier?«

»Ich stelle Fragen, nicht du.«

»Aber du willst doch Antworten hören, nicht wahr?«

Er schien zu überlegen. »Drei Tage«, sagte er schließlich.

»Und wo bin ich?«

»Auf einem Schiff.«

»Wohin geht die Reise?«

»Ich beantworte keine anderen Fragen. Wo ist die Frau?«

»Welche Frau?«

»Du hast durchblicken lassen, daß du reden würdest, wenn ich dir deine Fragen beantworte.«

»Auf so was kannst du nicht gehen.« Ich grinste.

Er drehte sich auf dem Absatz, und ich hörte das scharfe Klicken des Schlosses hinter ihm. Er hatte mir mehr verraten, als er glaubte. Drei Tage waren vergangen, und sie hatten Ricia immer noch nicht gefunden. Die Dekompressionskammer auf Carmodys Jacht war Marke Eigenbau und sah auf den ersten Blick aus wie das, was es ursprünglich gewesen war: ein Dreitausendliterzusatztank. Wenn man nichts von dem unauffälligen Luk wußte, käme niemand auf die Idee, darin nach einer kranken Frau zu

suchen. Soweit ich die tödlichen Männer mittleren Alters bisher kennengelernt hatte, fehlte es ihnen völlig an Phantasie.

Aber selbst wenn sie sie nicht entdeckt hatten, bedeutete es leider noch lange nicht, daß Ricia in Sicherheit war. Sie war hilflos wie ein neugeborenes Rehkitz gewesen, als ich sie verließ. Angenommen, sie hatte sich ruhig verhalten, während der Suche nach ihr, und war dann aus dem Tank gestiegen. Was weiter? Sie hatte nichts anzuziehen gehabt als einen Coverall, in den sie dreimal hineinpaßte, kein Geld, und beherrschte keine Sprache, die in Nordafrika benutzt wurde. Außerdem war sie noch krank.

Das waren Überlegungen, die einem den kalten Schweiß ausbrechen ließen. Ich hatte mein Bestes getan, aber es war eben nicht gut genug gewesen. Na ja, zumindest befand sie sich nicht in den Händen dieser eiskalten Verbrecher.

Inzwischen hatte ich selbst beträchtliche Probleme. Ich stieg, noch etwas wacklig, aus dem Bett und stellte fest, daß ich noch weniger als Ricia anzuziehen hatte. Durch das Bullauge sah ich, daß Dörrpflaume nicht gelogen hatte, wir befanden uns tatsächlich auf See. Einen größeren Ausflug schaffte ich nicht. Ich schlepppte mich zum Bett zurück und schlief sofort wieder ein.

Mein Steward am nächsten Morgen war, o Wunder, kein Mann mittleren Alters, sondern ein zerbrechlich dünner Jüngling von etwa achtzehn, mit krankhaft blasser Haut und den Glotzaugen eines Karpfen.

»Ich will mehr zu essen«, erklärte ich, als ich meine Ration gefuttert hatte. Er ging gar nicht darauf ein, sondern zog am Tablett, das ich festhielt.

»Wenn du mir nicht noch etwas bringst, brülle ich das Schiff zusammen. Das würde dem Boß bestimmt nicht

gefallen, eh? Er würde glauben, du hast irgend etwas falsch gemacht. Ah ja, ich werde sagen, wir hätten eine Abmachung getroffen, die du dann nicht einhalten wolltest.«

»Das ist eine Lüge!« Er schien so schwach zu sein, wie er aussah, denn selbst in meinem Zustand war ich ihm überlegen.

»Das weißt du, und ich weiß es auch, aber der Boß nicht. Er wird mir glauben. Es würde mich nicht wundern, wenn er dir die Kehle aufschlitzen ließe. Das tut er nämlich mit Leuten, die er nicht braucht. Und du möchtest doch nicht gern sterben, eh?«

Der Junge schien zu überlegen. »Ich habe mich noch nicht fort gepflanzt«, erklärte er erstaunlicherweise.

»Zu dumm, und du wirst es nie, wenn du mir nicht sofort eine zweite Portion von diesem Frühstücksbrei bringst.«

Wortlos verließ er die Kabine und brachte das Verlangte.

Ich aß, dann grinste ich ihn an. »Wenn ich der alten Dörrpflaume, deinem Boß, erzähle, daß du für mich nachgefaßt hast, wird er dich über Bord werfen, vermutlich sogar, ohne dir die Kehle vorher aufzuschlitzen.«

»Du wirst es ihm sagen?« fragte der Junge mit großen Augen.

»Nur, wenn du mir nicht ein paar Fragen beantwortest, wie beispielsweise: Wohin fährt dieser Kahn?«

»Ich darf keine Fragen beantworten.« Er griff nach dem Tablett.

»Was schadet es schon? Tust du es nicht, brülle ich nach dem Boß. Er wird dafür sorgen, daß du nicht mehr zum Fortpflanzen kommst. Überleg es dir, bis du Mittag wieder kommst.«

Er kam ein wenig spät mit dem frugalen Mahl. »Wir

fahren nach Gonwondo«, erklärte er schließlich auf meine erneute Frage.

»Wo ist das, Junior? Irgendwo in Afrika?«

»Wir fahren neun Tage lang in südlicher Richtung.«

Ich überlegte. Er konnte nichts anderes als die Antarktis meinen. »Wer befehligt eigentlich dieses Schiff?«

Er machte eine weitausholende Geste. »Wir.«

»Wer ist ›wir‹?«

»Du gehörst nicht zu uns.«

»Das will ich auch hoffen. Aber wer seid ihr?«

Er schwieg stur. Ich versuchte etwas anderes. »Warum seid ihr hinter dem Mädchen her?«

»Ich weiß nichts von einem Mädchen.«

»Na gut. Was erwartet ihr dann, daß ich euch verrate?«

»Ich darf über diese Dinge nicht sprechen.«

»Schön, dann muß ich Dörrpflaume erzählen, woher ich weiß, daß wir in neun Tagen in der Antarktis sein werden. Deine einzige Chance, noch zum Fortpflanzen zu kommen, ist auszupacken.«

Seine Augen blickten mich stumpf, resigniert an. Er drehte sich um und schlürfte zur Tür.

»Halt«, rief ich ihm nach. »Überleg es dir lieber, ehe du den Kopf freiwillig in die Schlinge steckst. Was ist denn das große Geheimnis?«

Er blickte mich über die Schulter an. »Ich habe Anweisungen, nicht mehr zu sprechen als nötig.«

»Für dich, Junge, ist es aber nötig, zu mir zu sprechen.«

Er dachte darüber nach. »Das stimmt«, murmelte er schließlich.

»Ich möchte wissen, weshalb sie mich um den halben Erdball schleifen. Bestimmt nicht, um herauszufinden, wo das Mädchen ist, denn das hätten sie aus mir herausprügeln

können. Also, was weißt du darüber.«

»Nichts.«

»Dann sieh zu, daß du es herausbekommst.«

Er verschwand wortlos, aber als er den Nachmittagskaffee brachte, sagte er zögernd: »Sie bringen dich zur Befragung zum Nest.«

»Nest? Befragung? Weshalb befragen sie mich nicht hier?«

»Du mußt ihnen sagen, woher du von unserem Nest weißt. Es gibt dort Maschinen, die dich zum Sprechen zwingen werden.«

»Maschinen, eh? Daumenschrauben? Streckbank?«

Junior machte eine weitausholende Bewegung. »Große Maschinen. Sie haben keinen Namen.«

»Du machst deine Sache gut, Junge. Wenn es so weitergeht, kommst du vielleicht doch noch dazu, dich fortzupflanzen. Nun will ich nur noch wissen, wo genau das Schiff anlegen wird, wie weit sie mich ins Landesinnere zu bringen beabsichtigen ...«

»Ich weiß darüber nichts.«

»Aber du kannst es herausfinden. Übrigens, du mußt herumerzählen, daß ich schrecklich schwach bin und kaum allein für kleine Jungs gehen kann.«

Er nahm das Tablett und verschwand. Ich probierte ein paar Armübungen. Meine Knochen schmerzten schon weniger. Am schlimmsten war noch mein rechtes Knie. Mein Kopf brummte zwar hin und wieder und ich fühlte mich etwas zittrig, aber ansonsten ging es mir ganz gut.

Beim Abendessen wußte Junior bereits mehr. Wir würden vor der Küste Anker werfen und mit Landungsbooten übersetzen. Dann hatten wir noch eine halbe Tagesfahrt bis zum Nest vor uns.

Als der Junge diesmal die Tür hinter sich versperrte, begutachtete ich das Schloß. Mit einem dünnen Stück Nußbaumfurnier, das ich mir von der Kommode auslieh, gelang es mir ohne jegliche Schwierigkeiten, es zu öffnen. Ich warf einen schnellen Blick hinaus und sah einen engen Gang, düster beleuchtet, und geschlossene Türen. Außer fernem Motorendröhnen war nichts zu hören. Ich schlich barfuß hinaus, griff nach dem Knopf der nächsten Tür, doch dann schlug ich statt dessen gegen die Holztäfelung, bereit, beim geringsten Geräusch in meine Kabine zurückzukehren. Aber es rührte sich nichts. Ich öffnete die Tür und trat ein.

Es war ein kleiner Raum, ähnlich wie meiner möbliert, mit leerem Wandschrank. Ich versuchte den nächsten und übernächsten. Erst in der vierten Kabine fand ich einige nützliche Dinge wie Haarnadeln, Kaugummi, rostige Rasierklingen, einen Bleistift und einen alten Hut, in den ich meine Beute verstaute. Zurück in meiner Kabine, schob ich, mangels eines besseren Verstecks, alles unter die Matratze. Und dann mußte ich mich ausruhen. Ich war doch noch schwächer, als ich gedacht hatte.

Nach Mitternacht unternahm ich meinen zweiten Beutezug. Ich bekam einen ganz schönen Schrecken, als mir zehn Meter von meinem stillen Kämmerchen entfernt, Schritte entgegenkamen. Ich drückte mich gegen die Wand einer Viermannskabine. Glücklicherweise betrat, wer immer es war, schon vorher einen Raum. Ich kämpfte gegen die Panik an und huschte in die Viererkabine. Hier fand ich einen schweren, wasserfesten Mantel mit vielen Flecken. Er war mir zwar ein paar Nummern zu klein, aber zumindest bedeckte er meine Blöße. Auch ihn verstaute ich, ausgebreitet, unter meiner Matratze.

Am nächsten Morgen schien mir Junior noch lustloser als sonst. »Kopf hoch, Junge«, munterte ich ihn auf. »Jetzt wirst du ganz sicher zu deiner Fortpflanzung kommen. Ich stelle dir keine Fragen mehr, du bist wieder dir selbst überlassen.« Aber auch das half nicht, seine Stimmung zu bessern. Ich drang nicht weiter in ihn ein.

In der kommenden Nacht wagte ich mich sogar über den Korridor hinaus und den Niedergang hinauf. Ich fand eine kleine Kammer, in der Kleidungsstücke hingen. Ich eignete mir eine Wollmütze, einen früher einmal weißen Coverall und hohe Plastikstiefel an. In dem Augenblick hörte ich näherkommende Schritte. Hinter dem Kleiderständer war eine dunkle Ecke. Ich verzog mich dorthin, war mir allerdings nur allzu klar, daß meine weißen Füße unter dem Zeug zu sehen sein mußten.

Die Tür öffnete sich, schwere Schritte stampften herein. »Viel Eis«, erklärte eine Stimme. Eine zweite antwortete in einer Sprache, die ich nicht verstand. »Der Primär befiehlt, das Landungsboot morgen an Deck zu bringen.«

Mehr Unverständliches. Dem Ton nach ein nicht ernstgemeinter Widerspruch.

»Es ist notwendig, auf dem Eisfeld umzusteigen. Die Fahrzeuge müssen zur prompten Landung bereit sein.«

Wieder eine unverständliche, unzufriedene Antwort, länger diesmal. Der Englischsprechende unterbrach sie im Befehlston. »Sieh zu, daß die Fahrzeuge innerhalb der nächsten zwölf Stunden an der Zweierschleuse sind.«

Kurz darauf entfernten sich die Schritte, die Tür schloß sich von außen. Ich wartete fünf Minuten und erreichte meine Kabine, gerade, als jemand den Gang entlangkam. Ich hatte keine Zeit mehr, meine Neuerwerbungen zu verstecken. Ich warf das Bündel in den Wandschrank,

sprang auf die Koje und zog die Decke bis zum Kinn hoch, als die Tür aufgerissen wurde. Junior kam mit einem fetten Mann mittleren Alters herein.

»Was hat er«, der Fremde deutete auf den Jungen, »dir erzählt?«

»Mir erzählt?« tat ich erstaunt. »Nichts. Er macht ja nicht einmal den Mund auf, um Guten Abend zu sagen. Ich hielt ihn schon für taub.«

»Er sagte nicht, wohin wir fahren?«

»Ihr müßt ganz schön durcheinander sein. Ich habe es ihm gesagt. Ich weiß genau, wohin die Reise geht.«

»Wohin?«

»Nach Australien«, erwiederte ich prompt. »Wohin sonst?«

»Und er hat auch nicht von – anderen Dingen gesprochen?«

»Wie sollte er? Er kann ja gar nicht Englisch.«

»Du bist sicher, daß er nichts gesagt hat?«

»Ich habe versucht, seinen Namen aus ihm herauszubekommen, aber nicht einmal den hat er mir verraten.«

»Weshalb wolltest du seinen Namen wissen?«

»Damit ich ihn rufen kann.«

»Weshalb ist es nötig, ihn bei einem bestimmten Namen zu rufen?«

»Damit er weiß, daß ich ihn meine.«

»Aber da er ja allein zu dir kam, konntest du doch nur ihn meinen.«

»Deshalb nenne ich ihn Junior.«

»Erklär mir das.«

»Da er allein zu mir kommt, weiß er, daß ich nur ihn meinen kann.«

Der Dicke blinzelte verwirrt. Jedenfalls machte er kehrt und Junior mit ihm. Ich konnte nur den Kopf schütteln.

Meine nächste Mahlzeit brachte ein Mann, der wie ein Buchprüfer aussah, mittleren Alters, wohlgeremert.

»Was ist mit Junior?« fragte ich ihn. Er tat, als hörte er mich gar nicht. Ich ließ es dabei beruhen. Vielleicht kam der Junge mit dem nächsten Essen. Aber das brachte wieder ein anderer. Ich fand, dieser sah aus wie ein Briefträger. Ich sagte kein Wort zu ihm, und er brach das Schweigen auch nicht.

Irgendwann während der Nacht weckte mich ein donnernder Krach und ich flog fast von der Koje. Ich erwartete schon grünes Wasser durch die Tür strömen zu sehen, aber von hastenden Schritten abgesehen, tat sich nichts. Ich nahm an, daß wir mit einem Eisberg zusammengerumpelt waren. Eine halbe Stunde später erfolgte ein zweiter leichterer Zusammenstoß. Nun erst wurde es lebendig auf dem Schiff. Offenbar waren wir irgendwo angekommen, zwei Tage vor Juniors Berechnung. Es war Zeit, daß ich etwas unternahm.

Ich holte meine Beutestücke hervor und wickelte meine Füße erst in ein Stück Decke vom Bett, ehe ich in die Stiefel schlüpfte. Dann stieg ich in den Coverall, streifte den Mantel über und zog mir die Wollmütze über die Ohren. Meine anderen Kostbarkeiten verstaute ich in den Taschen – die Haarnadeln, den Löffel, den ich von einem Frühstück unterschlagen hatte, die Rasierklingen, und nicht zu vergessen, den Kaugummi. Ich lauschte an der Tür und, als nichts zu hören war, trat hinaus – geradewegs vor die Mündung einer Maschinenpistole in Dörrpflaumes Hand.

12.

Er hatte zwei Begleiter. Alle drei trugen Klimaanzüge und Schneestiefel und blickten mich ausgesprochen unfreundlich an. »Vorwärts«, befahl Dörrpflaume barsch und stieß mich mit der MP. Durch weiteres Stupsen erfuhr ich die Richtung. Wir kamen zum Oberdeck, wo ein Kran gerade ein Fahrzeug aus dem Laderaum hob. Der eisige Wind schnitt durch meine Kleidung. Ich wandte mich meinem Oberwächter zu. »Du willst mich doch lebend an Ort und Stelle bringen?« Mein Gesicht war schon ganz steif, und ich konnte kaum noch die Lippen bewegen. »Es hat bestimmt minus fünfunddreißig Grad, und ich bin fast nackt.«

Dörrpflaume sagte etwas zu einem der beiden. Er stieg unter Deck zurück und kam fünf Minuten später mit einer Decke an. Ich wickelte mich ein wie Sitting Bull, aber viel half es nicht.

Pfläumchen wartete, bis der letzte Mann über die Reling und im Landeboot war, dann bedeutete er mir, mich ebenfalls zu bewegen. Wir mußten um ein größeres Maschinengehäuse herum. Von dort aus sah ich Junior auf dem Rücken liegen und mit blicklosen Augen in den Himmel starren. Das Blut um eine Brustwunde war gefroren.

»Dann ist er also doch nicht dazu gekommen, sich fortzupflanzen«, murmelte ich.

»Er war ein Verräter. Die Fortpflanzung wäre ihm in keinem Fall gestattet worden«, sagte Dörrpflaume fast indigniert.

Ein wenig Stupsen beschleunigte meine Klettertour in

das Landeboot. Den letzten Meter oder so plumpste ich hinunter, weil ich auf der gefrorenen Strickleiter ausgerutscht war. Einer der freundlichen Herren stieß mich auf die Bank, dann quetschten Dörrpflaume und zwei seiner Untermänner sich neben mich. Die häßliche Maschinenpistole ruhte auf den Knien meines linken Nachbarn. Die Mündung deutete genau auf meine Hüfte, aber es interessierte mich nicht mehr. Ich versuchte nur, vergebens leider, mich zusammengekauert in meiner Decke warm zu halten. Jemand würde sehr verärgert mit Dörrpflaume sein, denn ehe wir unseren Weg durch acht Kilometer Eiswasser brachen, war ich erfroren. Ich wollte ihn darauf aufmerksam machen, dabei stieß ich mit dem Ellbogen versehentlich gegen die MP. Sie plumpste auf den Boden und rutschte davon. Der Kerl, der sie auf den Knien gehalten hatte, schlitterte ihr nach. Dörrpflaume wirbelte zu mir herum, kam halb auf die Beine ...

Ein verdächtiges Schleifen war zu hören. Das Boot schlingerte und glitt auf ein Eissims unter Wasser. Der Mann, der gerade die Maschinenpistole aufheben wollte, torkelte weiter und stürzte, ohne einen Mucks von sich zu geben, in das eisige Wasser. Pfläumchen wollte eben auf mich los. Ich lehnte mich ein wenig seitwärts zurück und gab ihm noch einen liebevollen Stoß, damit er ein wenig tiefer tauchen würde. Der dritte griff nach seiner Pistole, zog sie und ...

Das Boot zitterte, rutschte vom Eissims, und ein gewaltiger Wasserschwall schwemmte über die Seite und den Mann mit der Pistole, daß er sich prustend auf seinem Allerwertesten ausruhte. Der gleiche Schwall warf mich in das Eiswasser, das über Bord gespült war, und auf die nächste Schneekatze zu. Ich zog mich an ihrem Türgriff in

die Höhe und hinein ins Innere, und schlug schnell die Tür hinter mir zu. Eine wundervolle Wärme stieg von dem dreißig Zentimeter von meinem Gesicht entfernten Gitter auf: Ein automatisches Heizsystem, das sich aktivierte, wenn jemand den Wagen betrat und die Tür schloß. Ich hatte verdammtes Glück, denn ich hätte es nicht bis zum Fahrersitz geschafft, um auf einen Knopf zu drücken.

Eine lange Zeit lag ich reglos auf dem Bauch und hoffte nur, sie würden mich nicht in die Kälte hinauszerren, ehe sie ihre Männer aufgefischt hatten. Ein bißchen Gefühl kehrte in meine Hände zurück. Meine Ohren und die Nase fühlten sich an, als bearbeiteten kleine Männchen sie mit Zangen und Schürhaken. Ich setzte mich auf. Die steifgefrorene Kleidung rieb. Meine Zehen begannen zu tauen. Ich zupfte das schmelzende Eis von meiner Decke und wand mein sich langsam erwärmendes Zeug aus.

Sie hatten sich immer noch nicht um mich gekümmert. Vermutlich nahmen sie an, ich sei ebenfalls über Bord gespült worden. Ich wagte einen Blick durch die Windschutzscheibe. Am Heck stand lediglich ein Mann, der mir bisher noch nicht aufgefallen war, und blickte auf das verschwindende Schiff zurück. Ich studierte die Kontrollen. Die Schneekatze war ein Standardmodell mit ein paar Megapferdestärken und einem Aktionsradius von fünfzehntausend Kilometern. Sie war aufgetankt und einsatzbereit.

Ich kehrte zu meiner Heizung zurück und sog alle Wärme auf, die ich konnte, ehe sie mich finden würden.

Eine Stunde später verstummtten die Maschinen des Landungsbootes – und immer noch hatte niemand die Tür aufgerissen und mich herausgeholt. Ich spähte durch die Scheibe hinaus. Eine Gruppe Männer ließ die Laderampe

herunter. Die Schneekatze vor meiner rollte hinunter. Dann startete die zweite neben mir. Jetzt erst kam mir die Idee!

Ich schob hastig den Schließhebel der Tür vor und kletterte auf den Fahrersitz. Glücklicherweise war mir dieses Modell von der Marine her bekannt. Ich drückte auf den Startknopf. Der Motor heulte auf und beruhigte sich zu einem sanften Schnurren. Der zweite Wagen hatte Schwierigkeiten. Er schien zwischen der Rampe und dem Eis eingeklemmt zu sein. Ich gab Gas, als jemand am Türgriff rüttelte. Fäuste hämmerten gegen die Seite. Ich steuerte meinen Wagen an der steckengebliebenen Katze vorbei und hinaus aufs Eis. Die Sicht war nicht so sonderlich. Ich sah einen düsteren Streifen, der ein Pfad sein mochte. Immer noch hämmerte jemand an die Seite. Aber er gab es auf, als ich schneller wurde.

Der Pfad, es war wirklich einer, wand sich an haushohen Eishügeln vorbei. An einer scharfen Kurve glitt ich vom Weg ab und prallte mit dem Heck der Schneekatze gegen eine Eiswand. Eisbrocken hagelten herab, eine Lawine löste sich. Gut für mich, freute ich mich, als ich weiterfuhr, aber nur, bis ich sah, daß sich die Schnauze einer Schwesterkatze durch die Trümmer bohrte. Ich legte volle Geschwindigkeit auf und widmete mich ganz der Lenkung.

Der Pfad wand sich steil zu einer unglaublichen Höhe empor. Drei Kilometer, hatte der Seemann vor undenklicher Zeit gesagt. Plötzlich tauchte ich ins Berginnere. Er hatte auch erwähnt, daß Hayles Expedition einen Tunnel bis zur Spitze geschmolzen hatte. Ich schätzte, das hier war er.

Ich kam nun schneller voran. Der Kilometerzeiger stand auf neunzig, aber mir schien es wie noch mehr. Der Spiegel reflektierte bereits die Scheinwerfer der Katze hinter mir.

Mit einem Mal war ich wieder im Freien und raste über eine rotfleckige Leere, die bis zum Horizont reichte.

Der Weg wurde immer unebener. Der Fahrer in der Schneekatze hinter mir, war mit seinem Vehikel besser vertraut als ich, er holte auf. Der Weg führte links steil in die Tiefe und rechts in die Höhe. Ich konnte mir entweder den Hals brechen, indem ich versuchte, ihm zu entkommen, oder er würde mich von hinten rammen und in den Abgrund stoßen. Ich entschloß mich, ihn herankommen zu lassen. Als er es schon fast war, stieg ich auf die Bremse und schwang nach rechts. Meine Katze rutschte, fing sich und prallte gegen einen riesigen Eisbrocken. Ich sah gerade noch, wie der andere Wagen auf mich zubrauste, dann schlug meine Katze Purzelbaum.

Ich mußte ziemlich schnell wieder zu mir gekommen sein. Einen Moment verstand ich nicht, weshalb mein Schädel sich so schwer fühlte. Dann wurde mir bewußt, daß ich in meinem Sitzgurt mit dem Kopf nach unten hing. Als ich wieder einigermaßen klar war, schnallte ich den Gurt auf und fiel nicht gerade elegant auf das, was einmal das Wagendach gewesen war. Eine Tür war aufgesprungen. Schneidender Wind wirbelte Eiskristalle um mich herum. Ich kletterte hinaus auf die poröse Oberfläche des gefrorenen Schnees. Zwanzig Meter entfernt, stand die andere Katze auf Rädern, aber mit völlig eingequetschtem Dach. Blasse Flammen flackerten irgendwo im Innern. Ich rannte hin, aber ich humpelte ganz schön. Zur Abwechslung hatte diesmal mein linkes Knie etwas abbekommen. Die Tür auf der Fahrerseite stand offen. Der Chauffeur war halb herausgeschleudert, sein Bein völlig verdreht. Er war derjenige von Dörrpflaumes Männern, der nicht über Bord gefallen war.

Ich zerrte ihn an den Armen zu meiner Katze und schloß die Tür, so gut es in ihrem deformierten Zustand ging. Es war zwar leider nicht mehr warm darin, aber zumindest bot der Wagen Schutz vor dem eisigen Wind.

Mein neuer Freund begann zu blinzeln. Ich wartete, bis er völlig da war und mich erkannte.

»Weshalb hast du mich verfolgt?« fragte ich ihn.

»Um dich zu fangen«, krächzte er kaum verständlich.

»Geht das schon wieder los!« Ich seufzte. »Hör mal. Man hat mich eine ordentliche Strecke verschleppt. Ich möchte wissen, warum.«

»Es – ist so – befohlen ...« Seine Augen waren noch offen, aber plötzlich verloren sie jeglichen Glanz. Ich packte ihn an beiden Schultern, schüttelte ihn. »Verdammst! Antwort mir! Du darfst noch nicht sterben! Ich muß wissen ...« Sein Kopf rollte gegen meine Brust. Ich ließ ihn sinken. Er war tot – und ich allein auf weiter Flur.

Nachdenklich betrachtete ich seinen Klimaanzug. Er war kleiner als ich, aber ich war gern zu Zugeständnissen bereit. Es war eine scheußliche Arbeit, ihn herauszuziehen, und mich hineinzuzwängen. Die Stiefel paßten allerdings überhaupt nicht, ich mußte die billigen Plastikdinger an behalten. Als ich fertig war, steckte ich die eiserne Ration der Katze ein und kletterte aus dem Wrack. Ich kam mir wie eine Knackwurst in zu enger Haut vor. Aber von den Füßen abgesehen, fühlte ich mich zumindest warm.

Der andere Wagen brannte noch. Soweit das Auge in dem Zwielicht reichte, war es die einzige Abwechslung in der Eintönigkeit der Eislandschaft. An der Küste würden die netten Männer mittleren Alters bereits meine Spur aufnehmen und ihr folgen, bis sie mich erwischten. Und dann würden sie mich ohne Gefühlsregung in ihr »Nest«

bringen, genau wie sie es schon die ganze Zeit beabsichtigten.

Das war es, was mich am meisten an diesen kaltäugigen Männern beunruhigte. Sie waren wie die Flut am Strand – unaufhaltsam. Man konnte sie mit Maschinengewehren niedermähen, doch dann nahmen ganz einfach andere ihren Platz ein. Sie waren nicht sehr gescheit, nicht sehr stark, aber am Ende bekamen sie doch, was sie wollten.

Nein, nicht dieses Mal. Sollten sie doch der Spur folgen. Sie würden den brennenden Wagen finden, und den anderen auf dem Kopf, und den Toten. Doch mich nicht. Ein Mann zu Fuß würde nicht mehr Spuren auf dem Eis hinterlassen als ein Fisch im Wasser. Wenn ich ein gutes Tempo vorlegte, konnte ich in drei Stunden bereits etwa vierzehn Kilometer hinter mich gebracht haben. Und wenn sie mich danach noch fanden, würde ich zu steif gefroren sein, als daß Juniors Maschinen noch die Antworten aus mir herausholen könnten.

Ich wählte aufs Geratewohl eine Richtung und marschierte los.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich dahinschleppte. Ich konnte mich auch nicht erinnern, daß ich mich hingelegt hatte. Aber es war jedenfalls angenehm, so ausgestreckt zu liegen, nicht mehr laufen zu müssen, sondern mich angenehmen Träumen hinzugeben – Träumen von rosenüberwucherten Toren in Gärten mit sonnenwarmem Gras, wo ich unter Blumen schlafen konnte.

Ich erwachte mit einem mahnenden Gefühl. Ich hatte irgend etwas nicht zu Ende gebracht. Eine Stimme drängte mich – ja, wozu eigentlich? Eine scheußliche Last drückte auf meine Brust. Ich versuchte, mich zu bewegen. Meine Arme und Beine rührten sich zögernd. Mir war fast, als

wäre ich in einem Eisblock festgefroren.

Eis. Ich erinnerte mich. Ich war gegangen, gestolpert, gefallen, weitergetrampt, während der Himmel sich schwarz färbte und die Sterne vor mir funkelten. Dort strahlte ein Stern geradewegs über dem Eis. Er sah ganz nah aus. Ich mußte nur noch ein bißchen weitergehen – noch ein bißchen –, dann würde ich ihn erreichen. Er war so nah, und ich hatte schon einen so weiten Weg hinter mir, es wäre doch schade, wenn ich nicht das kleine Stück auch noch schaffte. Ich hob mich auf Hände und Füße, bemühte mich ganz aufzustehen, und stürzte aufs Gesicht. Der Schmerz schnitt durch den Schleier vor meinen Augen. Ich versuchte es noch einmal, zwinkerte wie der Stern. Ich war jetzt wach, wußte wo ich war, was ich tat ...

Was tat ich denn?

Stimmt. Ich erinnerte mich wieder. Ich war den ganzen Tag schon gefahren und schrecklich müde, und dann kam die unerwartete Kurve. Der Wagen prallte gegen einen Baum, ich wurde herausgeschleudert. Dann steckten sie mich in einen Rettungswagen ...

Nein. Das lag schon viel länger zurück ...

Jetzt erinnerte ich mich. Berge spuckten Feuer in den Himmel – ein Sturm wie ein Bombardement aus der Hölle – eine Stadt, wo die Häuser zu Trümmern zerfallen auf den Straßen lagen – ein Toter, der mir eine Münze gegeben hatte – und die Fliegen summten und summten, als ich ihn über Bord warf ...

Aber das stimmte auch nicht. Ich konnte mich einfach nicht erinnern, was geschehen war. Doch das war auch gar nicht so wichtig. Wichtig war das Licht, das durch die Dunkelheit schimmerte und mich rief – rief ...

Ich war auf den Beinen. Irgend etwas stimmt nicht mit

ihnen. Aber ich mußte einen Fuß vor den anderen setzen und aufpassen, daß ich nicht fiel. Ich durfte jetzt nicht denken, mußte nur gehen – gehen – auf das flimmernde gelbe Licht zu, das einfach nicht näher kommen wollte, aber das ich erreichen mußte – mußte ...

Ich träumte, ich kroch über ein riesiges Eisfeld. Ich war ganz allein auf einem fremden Planeten, der durch Raum und Ewigkeit wirbelte. Meine Feinde verfolgten mich, aber sie lagen weit zurück. Ich krabbelte nun auf Händen und Füßen. Ich öffnete meine Augen und beobachtete das gelbe Licht, das vor mir anschwoll und sich verzerrte. Ich lachte über diesen Irrsinn – schließlich lag ich in einem warmen, bequemen Bett, träumte von Eis und Schmerz und wußte, daß ich träumte, ohne in der Lage zu sein, diesen verdammt Traum zu beenden, während das Licht mich lockte. Es war eigenartig, wie echt der Schmerz in diesem Traum schien. Vielleicht war aller Schmerz, ja das ganze Leben, ein Traum, ein endloses Kriechen zu einem Ziel, das nie zu erreichen war?

Aber das Licht sah nun so nah aus, so echt – ein Viereck, aus dem gelbes Leuchten einen goldenen Pfad in den Schnee warf. Nur noch ein bißchen weiter, noch ein paar furchtbare Meter ...

Meine Arme bewegten sich ohne mein Zutun. Meine Beine streikten. Ich zog sie hinter mir her, wie ein Hund mit gebrochenem Rückgrat. Einen Meter, dann noch einen ... Das Licht hinter der Tür war nun schon ganz nah, so nah, daß ich die Wärme spürte, die mir entgegenschlug, als sie sich für mich öffnete.

Einen flüchtigen Augenblick erwachte ein Teil meines Bewußtseins und erkannte sie als Trugbild. Aber spielte es denn eine Rolle, ob meine goldene Tür echt war oder

nicht? Ich hatte sie erreicht und ihre Schwelle überschritten, und eine Wärme, herrlicher als alles andere, wusch wie eine gewaltige Woge über mich hinweg und trug mich hinaus auf eine endlose See.

Ich hatte es mir in letzter Zeit angewöhnt, mein Gesicht vor Schmerz zu verzerrn, wenn ich aufwachte, und meine neuesten Wunden und Brüche zu betasten und zu rekonstruieren, wie ich zu ihnen gekommen war. Diesmal war es anders. Ein Wunschbild – es konnte nichts anderes sein – beugte sich über mich: Ein bezauberndes schmales Gesicht, von glänzendem schwarzen Haar umrahmt, ein Gesicht, das lächelte, und eine sanfte Hand, die meine Wange streichelte.

»Akmal«, murmelte Ricia zärtlich.

13.

Eine lange Weile achtete ich nicht darauf, wieviel Zeit verging. Ricia pflegte mich aufopfernd, während das Fieber wie Magnesiumfeuer in mir brannte. Nur ganz vage war ich mir bewußt, daß ich gefüttert, gebadet und mein Schmerz gelindert wurde, wenn er glühend von meinen Füßen aufstieg, während ich vor gesichtlosen Männern davonrannte, die mich durch Flüsse geschmolzenen Bleis verfolgten.

Eines Tages konnte ich mich aufsetzen und meine Suppe selbst löffeln. Mit weiten Augen starrte ich auf die beiden wuchtigen Bündel, die meine Füße waren.

»Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll«, sagte ich zu Ricia. »Ich weiß nicht einmal, was Wirklichkeit und was Alpträum und Fieberwahn waren. Ich weiß auch nicht, wo ich hier bin und wie ich hierhergekommen bin, ja nicht einmal, wer du bist. Und du weißt nicht, was ich sage.«

»Doch, Mal, wissen«, versicherte sie mir.

»Du verstehst mich?«

»Mal zuhören, viele englische Wort lernen.«

»Mädchen, du bist wundervoll!« Ich tastete nach ihrer Hand. »In meinem Schädel geht es zwar noch rund, und ich weiß auch nicht, was alles fehlt, aber mir ist, als hätte ich dich in einem Pensionszimmer in Miami zurückgelassen, und weniger als drei Wochen später fiel mir nichts Besseres ein, als dieser Gewaltmarsch quer über den Südpol. Und dann – das hier!« Ich machte eine weitausholende Geste. »Habe ich das Ganze nur geträumt? Bin ich noch in Miami mit Delirium tremens und wundgelaufenen Sohlen, weil ich zuviel im Regen

getrampt bin?«

»Nein, Mal, Gonwondo hier.«

»Gonwondo – so hat es Junior genannt. Er sagte, sie bringen mich zu ihrem Nest ...« Ich seufzte. »Aber ich muß wirklich erst Wahrheit und Fieberträume sortieren. Was mich jetzt am meisten interessiert – wie hast du mich gefunden?«

Sie lächelte, schüttelte den Kopf. »Nein, Mal. Ich nicht dich finden. Du mich finden.«

»Ich habe dich gefunden?«

»Du kommen zu mir, Mal. Wir jetzt ganz nah.« Ihre Augen blickten verträumt. Sie nahm meine Hand, hob sie und drehte am Ring, den sie mir gegeben hatte. »Das dich zu mir rufen, Mal.«

Ich blinzelte verwirrt. »Sicher, Mädchen, sicher. Wenn du es sagst.«

»Mal, du nicht glauben. Ring dich wirklich zu mir bringen. Du müssen glauben.« Sie blickte mich besorgt an.

Ich tätschelte ihre Hand. »Okay, Ricia, ich glaube dir.«

Nach ein paar Tagen – oder besser Schlafperioden, denn die Fenster blieben ein undurchsichtiges Schwarz – konnte ich schon in dem Apparat herumhumpeln. Die Erfrierungen kamen in etwa Verbrennungen zweiten Grades gleich, aber Ricia hatte verschiedene Salben aufgetragen, und der Heilungsprozeß schritt erstaunlich schnell voran.

Es gab hier vier größere Räume: Eine Art Wohnzimmer, in dem ich nun mein Bett hatte, ein Speisezimmer mit einem langen niedrigen Tisch, das Schlafzimmer, anschließend daran ein Bad mit einem quadratischen Schwimmbecken von etwa vier Meter Kantenlänge, und die Bibliothek, das heißt, ich nannte sie so, obgleich keine Bücher zu sehen waren. Die Böden waren aus einem harten

glänzenden Material, jedes Zimmer in einer anderen Farbe, und die Wände offenbar aus dem gleichen Material mit einem dünnen Überzug, der anscheinend beliebig die Farbe wechselte.

Das Mobiliar war bequem, aber von eigenartigen Proportionen, aus buntem Hartholz und hellen Stoffen. Unser Essen kam aus einer Mulde in der Mitte des Eßtisches im Speisezimmer. Es gab keine Küche, keinen Ofen, keinen Kühlschrank, keine Türen. Von irgendwoher nahm Ricia Kleidung für uns beide – eine Art Sarong für sie, und einen kurzen Kittel mit weiten Ärmeln für mich. Beides war jeden Morgen wie neu aus der Schneiderwerkstatt. Ich fragte sie, und sie zeigte mir einen Schrank, der leer aussah, als ich hineinschaute. Aber am nächsten Morgen hingen wieder neue Sachen für uns darin – nicht daß Ricia so großen Wert darauf legte. Sie lief genauso gern im Evaskostüm herum.

Es war ein äußerst bequemes Leben: Ich schlief, erwachte, lag auf meinem Bett und studierte die Bilder an der Wand, und aß die Speisen, die in der Tischmulde auftauchten. Das Menü war reichhaltig und abwechslungsreich. »Woher kommt das alles?« Ich sah Ricia zu, wie sie den Muldendeckel öffnete und die dampfende Mahlzeit herausholte. »Wie wird es zubereitet? Und was ist es eigentlich?« Sie lachte und versuchte, es mir mit Zeichensprache zu erklären. Ich wurde nicht klug daraus.

An meinem ersten Tag außerhalb des Bettes, sah ich mich überall im Apartment um und kam schließlich zu dem Raum, den ich Bibliothek getauft hatte. Es war ein einfaches Zimmer mit Sesseln an einer Seite. Ich stellte fest, daß sich kleine abgeschlossene Behälter, wie

Karteikästchen über und nebeneinander an den Wänden reihten. Nirgends waren Griffe oder Knöpfe zu sehen, mit denen man sie aufklappen oder vielleicht als Schubladen herausziehen konnte. Ich klopfte darauf, es klang hohl. Ricia, die mir gefolgt war, wirkte nachdenklich.

»Wozu ist das alles?« fragte ich. »Ich kann mir keinen Reim darauf machen.«

Sie zupfte mich am Arm und wollte mich zu meinem Zimmer zurückführen. »Nein, Mal, nicht jetzt. Du noch müde.«

»Ich bin nicht zu müde, um neugierig zu sein.«

»Nicht sprechen jetzt, Mal ...«

Ich faßte sie an beiden Armen, sanft aber fest. »Hör mir zu, Ricia. Du hast mich nun eine ganze Woche hingehalten, und ich ließ es zu, weil ich vielleicht selbst nichts von der bösen Welt ringsum wissen wollte. Aber wir dürfen uns nichts vormachen, es gibt Sachen, die ich wissen muß, und die du mir erklären kannst.«

»Mal – du krank. Du ausruhen.«

»Als erstes«, fuhr ich fort, »möchte ich wissen, welche Rolle du in der ganzen Geschichte spielst. Ricia, davon abgesehen, daß du mein rettender Engel bist. Woher kommst du? Was weißt du über sie?«

Sie schien zu erstarren. Schließlich murmelte sie: »Besser, Mal, du vergessen.« Sie blickte mich flehentlich an.

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht, solange ich lebe.«

Sie ließ die Schultern hängen und nickte zögernd. »Ich glaube, Mal, sie Männer von – von unser Legenden sprechen. Untermänner, verstecken tief in Erde, aber wenn schlechte Zeiten, sie kommen. Einmal, sie stehlen Frau, verkriechen mit ihr tief in Erde, tun schlimme Dinge mit

ihr. Alter Mann sie nicht wiedersehen.«

»Märchen sind keine ...«, begann ich.

»Leben lange dort versteckt in Erde und warten. Weise Männer sagen, kommen schlechte Zeiten, dann kommen auch Untermänner. Schlechte Zeiten jetzt hier, Mal. Und sie hier.«

»Legenden«, brummte ich. »Sagen. Aber diese Killer sind keine Märchenfiguren, Ricia! Sie sind hier, jetzt! Und sie haben ein besonderes Interesse an dir. Warum? Du mußt doch etwas wissen, das ein bißchen Licht in die Sache bringen könnte.«

»Mal, Untermänner jetzt überall. Machen Menschen Sklaven. Wir hierbleiben, ruhig, leben, vergessen.«

»Ich würde keinen guten Sklaven abgeben, Mädchen. Ich hänge ein wenig zu sehr an meiner Unabhängigkeit. Verschweig mir jetzt nichts, ich muß alles wissen. Was kannst du mir noch über sie sagen? Und über dich?«

Ricia blickte mich betrübt an, aber sie gab nach. »Mal, du sitzen jetzt hier. Ich zeige viele Dinge.«

Ich setzte mich in den Sessel, auf den sie deutete. Sie schritt zur Wand und hantierte daran herum. Das Licht erlosch. In der Mitte des Raumes entstand ein Glühen. Es war mir unmöglich, zu erkennen, woher es kam. Es wuchs, bildete schleierfeine Formen, die fester wurden und schließlich eine Landschaft sonnenbeschiedener Ebenen bildete, die sich bis zu bewaldeten Hügeln erstreckte. Etwas begann sich in ihrer Mitte zu bewegen – ein winziger, ferner Punkt, der wuchs und sich als galoppierendes Tier entpuppte. Im Vordergrund kamen mit dem Schwenken der Kamera Bäume in Sicht. Aus ihren Schatten trat ein Mann heraus. Er war hochgewachsen, dunkelhäutig, mit geschmeidigen Bewegungen, in

hautengem schwarzen Anzug. Sein Haar war kurzgeschnitten. Er hielt etwas in der Hand, das eine Waffe sein mochte. Er rannte nun quer über den Pfad des herangaloppierenden Tieres, das ich noch immer nicht erkennen konnte. Jedenfalls aber war es groß, selbst aus der noch beträchtlichen Entfernung. Ein Pferd war es sicher nicht, dazu waren die Beine im Verhältnis zum Körper zu kurz. Ah, jetzt sah ich es besser. Es war ein schwarzer Elefant mit dem Rüssel eingerollt zwischen den beiden mächtigen Stoßzähnen.

Der Jäger wechselte die Richtung, er lief nun dem gewaltigen Bullen entgegen. Als der Elefant ihn sah, wurde er langsamer und blieb schließlich stehen. Er hob den Rüssel und schien zu trompeten. Da ich mir einen Stummfilm ansah, konnte ich das natürlich nicht mit Sicherheit sagen. Der Mann, noch etwa fünfzig Meter entfernt, wirkte entsetzlich winzig gegen das riesige Tier, das gar nicht schwarz war, wie ich zuerst meinte. Es hatte nur ein so langes Zottelfell, das bis zu den Grasspitzen reichte und durch seine Fülle schwarz wirkte.

Der Fleischberg stand immer noch mit erhobenem Rüssel und offenem Maul und beobachtete den Näherkommenden aus kleinen rötlichen Augen.

Etwa fünfzehn Meter vor ihm blieb der Mann stehen. Er hob das Ding in seiner Hand an die Lippen, und ich sah, daß es ein Horn mit weiter Öffnung war. Der zottlige Elefant senkte den Rüssel ein wenig. Der Jäger kam näher heran. Wieder stieß er ins Horn. Das Mammut wiegte sich von Seite zu Seite, ohne einen Blick von dem Menschlein zu lassen, das möglicherweise eine Art Wiegenlied blies, das das Ungeheuer besänftigte, ja vielleicht gar hypnotisierte – nein, hypnotisiert wurde es auf andere

Weise. Der Mann stand nun fest unmittelbar vor ihm. Er wiegte sich von Seite zu Seite, und der Elefant folgte seinen Bewegungen mit den Augen.

Plötzlich senkte der Jäger das Horn und machte eine sanfte Geste mit der Rechten. Der Zottelefant tat einen Schritt rückwärts. Der Mann trat auf ihn zu und streckte die Hand aus. Der Rüssel rollte sich aus und berührte sie. Einen Augenblick später streichelte der Mann das mächtige Organ, das mit einem Zug eine hundert Jahre alte Eiche entwurzeln könnte. Dann griff er hoch, faßte nach einem Stoßzahn und zog sich daran empor. Einen Augenblick später saß er direkt hinter dem Schädel des Giganten.

Dem Mammut gefiel das nicht sonderlich. Es schüttelte den Kopf. Der Mann legte sich flach und hielt sich an den runden, nackt wirkenden Ohren fest. Eine halbe Minute tänzelte das schwere Tier herum, während sein Rüssel den Mann berührte, als sei es sich nicht recht klar, was es von dem Ganzen halten sollte. Plötzlich setzte der Mann sich auf, stieß die Absätze in den Hals des Riesen, und das Zehntonnenungeheuer machte sich in schaukelndem Trab auf den Weg, als hätte es das die ganze Zeit schon vorgehabt.

Das Bild verschwamm zu einem hellen Nebel und ich atmete lautstark ein. »Was, bei Barnum, Krone und Busch, war *das*?« rief ich.

»Mal schauen. Mehr!«

Der Nebel nahm wieder Form an. Diesmal zeigte sich eine Szene, etwa fünf Meter über einer Prunkstraße, aus glänzenden farbigen Steinen, in Muster zusammengesetzt, die mich an die Böden hier im Apartment erinnerten. Geradeaus stapfte ein anderer – oder derselbe? – Zottelefant bedächtig in der Straßenmitte daher. Ein

vergoldeter Turm war auf seinem Rücken befestigt, in dem eine junge Frau mit verschränkten Armen saß. Ihr kerzengerader nackter Rücken war von einem leichten Olivton und glänzte in der Sonne. Perlenschnüre hielten ihr blauschwarzes, hochgekämmtes Haar zusammen. Entlang der Straße jubelten Menschen mit dunkler Haut und barbarischen Kostümen ihr begeistert zu. Die Bauwerke dahinter leuchteten in Pastellfarben auf weißem Hintergrund und sahen aus wie Zuckerbäckerschlößchen. Die Prunkstraße verbreitete sich zu einem weiten Platz vor einem Palast, der wie ein Wolkenkratzer in den blauen Himmel ragte. Auf dem breiten Treppenaufgang drängten sich dicht an dicht Männer und Frauen mit kunstvollem Kopfputz.

Ein Stück vor den Stufen hielt der Elefant an und ging in die Knie. Das Mädchen erhob sich und ließ sich auf den Boden herunter. Sie trug nichts als Perlenschnüre und weiße Seidenschleifchen vorne und hinten, aber sie hatte auch die Figur dazu. Sie hob die Arme, drehte sich der Kamera zu ...

»He ...«, rief ich. Sie ähnelte Ricia so sehr, daß sie leicht ihre Schwester sein konnte.

Die Szene verschwamm, eine neue nahm Form an – ein grasbewachsener Hang über Klippen mit schäumender Brandung. Ein Ding wie eine Libelle begann sich langsam den Hang hinunterzubewegen, wurde schneller und hob ab, wo die Klippen steil in die Tiefe fielen. Es segelte in einer weiten Kurve, und ich sah nun in einem Gerüst aus Latten und Draht einen Mann, dessen Haar im Winde wehte, und der über das ganze Gesicht grinste. Ein zweiter Segler begann herabzurollen und hob ab. Plötzlich knickte ein Flügel. Trudelnd stürzte der Segler in die Gischt.

Eine weitere Szene verdrängte diese. Ein farbenfrohes Schiff lag an einem langen Steg. Es hatte einen kurzen Mast und ein offenes Deck mit einem kleinen Aufbau. Männer standen an der Reling und winkten anderen an Land zu. Eine Planke war ausgelegt. Ein paar der Besatzungsmitglieder zerrten gerade etwas darüber, das wie ein Gorilla aussah. Dann war es deutlicher zu erkennen. Der Gefangene hatte ein breites bleiches Gesicht und unruhige hellblaue Augen. Zweifellos war es ein Mensch, wenn auch so haarig wie eine Bergziege. Seine Hände waren über dem Bauch gefesselt.

Der Film nahm noch lange kein Ende. Ich sah Männer mit glänzenden Kurzschwertern in einer blumengeschmückten Arena gegeneinander kämpfen; ein Mädchen, das die Zwillingsschwester der Mammotreiterin sein konnte, einen riesigen Tiger an einer Leine spazierenführen; das Innere eines großen Raumes, in dem sich Männer über einen langen Tisch mit verschiedenen mir unbekannten Apparaten beugten; ein Gewölbe, das einem Elektrizitätswerk verdammt ähnlich sah; eine malerische Stadt an einem Berghang; und vieles mehr.

Als auch das letzte Bild erlosch und das Licht im Zimmer wieder aufleuchtete, tastete ich nach dem nichtvorhandenen Zigarettenpäckchen, dem ich schon seit Wochen nachtraute. »Was ...«, ich mußte schlucken. »Was war das? Wo war das?« Ich blickte Ricia an. »Wann war es?« Meine Stimme kam als heiseres Keuchen.

»Mein Land«, erklärte sie stolz. »Mein Volk.« Ein Ausdruck der Trauer, des Verlassenseins, huschte über ihr hübsches Gesicht. »Alle fort. Alle tot, meine Leute. Jetzt nur ich.«

Ich humpelte in das Speisezimmer, griff in die Mulde

des Tischleindeckdich und schnappte mir das Glas Wein, das wunschgemäß auftauchte. Ich leerte es auf einen Zug.

»Jetzt schlafen, Mal«, mahnte Ricia. Sie musterte mich besorgt.

»Tut mir leid, Mädchen. Ich habe genug geschlafen. Jetzt unterhalten wir uns.« Ich führte sie in »mein« Zimmer und setzte mich neben sie in einen der breiten Sessel.

»Die Filme, die du mir gerade vorgeführt hast, zeigen sie echte Szenen?«

»O ja, echt, Mal.«

»Sie wurden hier – auf der Erde gedreht?«

Sie schien überrascht. »Natürlich.«

»Wo? In welchem Land?«

»Gonwondo, hier, dieses Land.« Sie deutete auf den Fußboden.

»Ja, aber ...«

»Kein Eis, damals, Mal. Schönes Land, mein Gonwondo.«

»Die Antarktis – vor dem Eis.« Ich schüttelte den Kopf.

»Mal, wie lange Zeit?« Sie blickte mich gespannt an.

»Ich weiß es nicht, Ricia.« Ich versuchte mich zu erinnern, was ich in der Schule gelernt und später darüber gelesen hatte. »Ein paar Millionen Jahre, nimmt man an. Einige Theoretiker sind eher für ein paar hunderttausend Jahre, und manche glauben, nur zehn- bis zwanzigtausend Jahre. Aber von dem, was du mir gezeigt hast – Mammuts und Höhlenmenschen ... Und wenn die Katze kein Säbelzahntiger war, verschenke ich mein Pfadfinderabzeichen ... Hunderttausend Jahre würde ich auf jeden Fall sagen.«

»Was ist hunditausen?«

Ich brauchte Minuten, bis ich ihr unser Zahlensystem

klargemacht hatte. Sie starrte auf ihre Hände, und dicke Tränen perlten über ihre Wangen. Sie wischte sie ungeduldig fort. »Tausend, hunderttausend, ist gleich. Alle tot.«

»Das waren deine Vorfahren?«

»Nein.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Mein Volk, meine Stadt, Ulmoc. *Ich* reiten Holgotha, *ich* spazieren mit – Tiger.«

Ich schüttelte fast ungläubig den Kopf. »Wie?«

»Hier, Mal.« Sie deutete auf ihr Schlafzimmer. »Lange schlafen. Dort ist ...« Sie machte ein paar glättende Bewegungen. »... Dach. Atmen«, sie atmete tief. »Schlaf-Luft. Komm, zeigen ...«

Ich folgte ihr ins Schlafzimmer. Sie berührte eine Stelle an der Wand, die für mich auch nicht anders aussah als der Rest, aber ein sarkophagähnliches Ding schob sich heraus. Ein grauer Stahldeckel war aufgeklappt, zu dem aus dem Innern eine Zahl von Röhren führten.

»Liegen hier, Mal. Dach kommen herunter. Schlaf-Luft innen, kalt, kalt. Schlafen lange.«

»Aber – warum?«

Sie sah zerknirscht aus. »Schlimme Zeit kommen, Mal. Himmel nicht mehr blau, schwarz jetzt. Sonne rot. Erde beben. Eis kommen von Himmel, viele Tage, tausend Tage. Mein ...« Sie schüttelte den Kopf. »Zu viele Wort, nein, Mal. Du warten, mir lernen mehr ...«

»Nur weiter, Mädchen. Du machst deine Sache recht gut. Dein was?«

»Mann, Frau, alt – ich.« Sie deutete auf ihre Brust. Ich blickte sie verständnislos an. »Mach trotzdem weiter.«

»Mein – alter Mann. Bringen mich hier ...«

Ich grinste trotz meiner Aufregung. »Dein Vater.«

»Vater«, wiederholte sie. »Viele Leute gehen auf Schiff, tausend Schiff. Aber mein Vater, nein. Er Angst – um mich. Ich müssen schlafen, warten. Ich müssen, Mal. Wir Abschied nehmen. Ich liegen hier. Dunkelheit kommen.«

»Ich kann ihn verstehen. Mit diesen Booten wäre ich auch nicht in See gestochen.«

»Haben mehr Schiff, Mal. Groß, groß. Aber viel schlecht Dinge, ander Land, Holgotha, Otucca, Tiermann. Er Angst um mich, Mal.«

»So, du sagtest also deiner Familie Lebwohl und – bist gestorben.« Ich stellte mir vor, wie sie in der Dunkelheit und Kälte ruhte, während neue Zivilisationen auferstanden und wieder untergingen, und das Eis sich immer mehr über ihr auftürmte.

»Nicht gestorben, Mal. Weiterleben und – aufwachen.«

»Und dann?«

»Ich glaube, Vater bald kommen. Viel krank, Mal. Lange Zeit hier, so krank. Langer Schlaf nicht gut. Aber Haus gut, helfen mir. Sagen mir, was tun ...«

»Das Haus sagt dir, was du tun sollst?«

»Ja, Haus. Viel weise, wissen alles. Sagen mir, tu das, ich tun, bald gesund. Aber Vater ...«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht mehr ganz.«

»Komm.« Sie führte mich zur Bibliothek zurück, zu der kleinen Nische in einer Seite, mit dem Stuhl davor. Sie ließ sich darauf nieder und drückte ihre Handflächen auf die herausklappbare Tischplatte.

»*Iklathu ottraha oppacu madhali att*«, sagte sie, zumindest hörte es sich so an.

»*Optu; imruhalo soronith tatrac ...*«, erklang eine hohle monotone Stimme. Sie fuhr fort, Worte herunterzuleiern. Als sie schwieg, sagte Ricia, »*accu*«, und stand auf.

»Du sehen? Haus sagen, Eis fallen oben, morgen wärmer. Es werden Wasser.«

»Ist das eine Art automatisches Wettervorhersagegerät?«

»Haus wissen *alles*, Mal. Nicht Haus hier – großes Haus – dort.« Sie deutete.

»Ah, es hängt an einer anderen Maschine. So etwas wie ein Abrufinformationsdienst?«

»Nicht so viele Wort, Mal. Du sehen, nicht sprechen, jetzt.«

»Was hat dich aufgeweckt?« fragte ich.

»Eis gehen, machen Wasser, oben.« Diesmal deutete sie an die Decke.

»Das Eis schmolz und die – Maschinerie – war so eingestellt, daß sie dich aufwecken sollte, wenn das Eis auftaute?«

»Vielleicht, Mal.« Sie wußte es nicht.

»Achte nicht auf mich, Mädchen. Ich rede nur, um mich selbst denken zu hören. Wie dem auch war, du bist aufgewacht, warst krank, hast dich aber wieder erholt. Was dann?«

»Ich müssen gehen, finden Vater. Nehmen Seekleidung, kleines Essen. Viel Eis oben – Haus machen Weg hindurch. Viel Wasser, weiches Eis, schwer mit Schlitten ...« Sie beschrieb etwas wie ein Gleitbrett mit Antrieb, mit dem sie über den Eismatsch zu der Stelle fuhr, wo die Stadt gestanden hatte. Doch sie fand nichts als Eis dort. Dann hatte sie beschlossen, ihrem Vater und den anderen zu folgen. Nach ein paar Tagen, während derer sie an der Küste herumirrte, fand sie ein Boot, das aus dem Eis heraustaute. Sie machte es frei, setzte ein Segel und fuhr damit nordwärts.

Natürlich brauchte sie eine ganze Weile, ihre Geschichte

zu erzählen, denn so manches Wort mußte sie mit Gesten beschreiben, aber ich erhielt doch ein ziemlich klares Bild. Sie war tagelang gesegelt und hatte von Nahrungskonzentraten und Fisch gelebt. Ihr Seeanzug – der grüne Bodysuit, den sie trug, als ich sie kennenlernte – hielt sie warm. Nach ihrer Beschreibung leistete er bedeutend mehr und war viel weniger unförmig als mein Klimaanzug.

Sie steuerte genau nach Norden und verfehlte Südamerika um ein paar hundert Meilen. Sie hatte günstigen Wind und ruhiges Wetter, doch nirgends kam Land in Sicht. Sie hatte schon fast geglaubt, die ganze Welt sei überflutet, als sie endlich Inseln entdeckte, die Azoren, vermutlich. Sie waren natürlich evakuiert, sie stieß dort auf keine Menschenseele. Dann brach sie wieder auf und folgte dem Wind. Er brachte sie etwa zehn Tage später an die Küste von Südflorida. In Miami ging sie an Land, um Menschen zu finden. Das tat sie auch, aber keiner verstand ihre Sprache. Alles war so fremd für sie: Die Leute, die Gebäude, die Tiere – Hunde und Katzen. Sie war hungrig, aber ohne Geld wollte ihr niemand zu essen geben. Dann begegnete sie eines Tages einem Mann, der sie in ihrer Muttersprache anredete.

Sie war überglücklich und ging mit ihm. Er führte sie in eine dunkle Gasse, wo er sie zu töten versuchte. Es gelang ihr, ihm zu entkommen. Drei Tage später, wieder in einer dunklen Gasse, trafen wir uns.

»Eine wundervolle Welt haben wir da«, sagte ich zu ihr. »Du gingst schlafen, als die Erdkruste sich verschob, und bist aufgewacht, als sie begann, eine neue Schau abzuziehen. In der Zwischenzeit hatten wir ein paar tausend Jahre recht annehmbares Wetter, und das hast du

verschlafen. Aber so ist es eben. Doch weiter. Was weißt du über die Männer, die dich umbringen wollten? Hast du keine Ahnung, weshalb?«

»Nein, Mal. Zuerst denken, Freund, dann er mich würgen. Ich ...« Sie deutete einen Kinnhaken und einen Hieb mit dem Knie in den Unterleib an. »... rennen weg.«

»Gut für dich, Mädchen. Aber überleg mal. Du mußt doch wenigstens einen Hauch einer Idee haben, wer sie sind, weshalb sie dich zu töten versuchten – und mich und den Seemann. Was ist mit Sethys? Sagt dir der Name etwas?«

»Nein, Mal, nichts. Seltsame Männer.«

»Aber sie kannten deine Sprache.«

»Ja. Komisch sprechen, aber ich verstehen.«

»Also auf jeden Fall muß es eine Verbindung geben. Der Seemann war in der Antarktis. Er schwor, die unauffälligen Männer hatten die Expedition sabotiert und waren ihm gefolgt. Und du sagst, sie können sich in einer Sprache verständigen, die hier vor uralter Zeit benutzt wurde. Und weshalb verfolgten sie mich? Weil ich in ihre Konferenz in Miami hineinplatzte und ihnen die Münze zeigte?«

»Münze?«

»Ein Goldstück, Geld. Wie das.« Ich stöberte in einer Schublade, fand einen Stylus und Block und zeichnete die Münze nach meinem Gedächtnis. »Gold«, betonte ich. »Gelbes Metall.«

Ricia nickte plötzlich. Das war eine Geste, die sie sich von mir angewöhnt hätte. »Das ist *Grisp* für ...« Sie wedelte mit den Händen herum, ohne sich jedoch so recht verständlich machen zu können.

»Der Seemann hat sie vermutlich aus einem Bauwerk von hier, das im Eis eingefroren ist. Sethys erkannte sie. Er

hat sie ausgetauscht. Ich möchte wissen, weshalb.«

»Mal, ausgetauscht?«

»Er hat meine behalten und mir eine ähnliche gegeben.«

»Ja, ja!« Sie blickte mich aufgeregt an. »Münze wie Ring, Mal. Nur bringen ihn zu *dir!*«

»Was soll das nun schon wieder heißen?«

»Mal, weise Männer, meine Leute, machen Ring, machen kleine Dinge in Ring.« Sie suchte nach Worten.

»Du, ich, Ring – zusammen. Sethys haben gleiches in Münze. Geben dir, rufen ihn zu dir.«

»Ah, solange ich die Münze bei mir hatte, wußte er, wo ich war.« Ich lachte bitter. »Und ich hielt uns in der Pension bei Bob für so sicher wie in Abrahams Schoß.«

»Du haben *Grisp* jetzt?« Ricia starrte mich ängstlich an.

»Nein. Ich dürfte sie auf dem Schiff verloren haben. Aber jetzt verrat du mir, wie du freigekommen bist. Du warst krank ...«

»Ja, Mal, krank. Liegen, warten, zwei Tage, Nacht. Mir besser, warten bis dunkel, dann von Boot gehen. Will zurück, heim, fort von seltsamen Männern. Ich suchen Mal, finden Mann – seltsamen Mann, kann meine Sprache.«

»Du hast nach diesen Killern gesucht?«

»Wie sonst ich erfahren, was ich müssen wissen? Ich sie jetzt kennen, keine Angst. Sein allein mit einem. Dummer Mann, lernen viele Dinge. Ich gehen zu Platz, wo Maschinen segeln in Luft ...«

»Flughafen?«

»Ja. Finden anderen Mann, nehmen mich mit. Segeln lange Zeit.«

Ricia machte eine Geste, die deutlich ein gebrochenes Genick ausdrückte. »Ich stark.«

»Mein Gott, und ich machte mir Sorgen um dich.«

»Kommen zu Ort«, fuhr sie fort. »Johannesburg. Kaufen Boot.«

»Womit?«

»Toter Mann viel *Grisp*. Dann fahren Süden, kommen Gonwondo, kommen hier Haus.«

»Zu Fuß?«

»Schlitten noch gleicher Platz.«

»Du mußt ja einen ganz schönen Orientierungssinn haben, Mädchen.«

»Nicht nötig, haben auch Ring.« Sie lächelte und hielt die Hand hoch. Sie trug einen Ring ähnlich meinem. »Leicht finden Schlitten, rufen Ring. Dann warten in Haus. Ich nicht wissen, vielleicht Mal – tot ...« Sie legte ihre Hand auf meine. »Aber wenn du leben, du kommen. Ich wissen, vielleicht müssen warten lange Zeit. Ich denken, vielleicht zurück in Kaltbett, aber doch warten und bald du hier.«

»Lassen wir es im Augenblick dabei, aber einige größere Fragen sind noch unbeantwortet: Wer sind sie – Sethys und seine Bande? Was wollen sie? Weshalb versuchten sie, dich zu töten, und entführten dich dann statt dessen? Der Palast unter dem Wasser ...«

»Ja, Mal. Alter Ort. Vor langer Zeit Haus wie das hier, aber Wasser kommen, weise Männer richten, halten Wasser zurück, glauben ich.«

»Ja, es sah ganz wie überstürzte Arbeit aus. Aber deine weisen Männer müssen erstklassige Ingenieure gewesen sein. Doch weshalb entführten sie dich von Miami und brachten dich dorthin? Wenn sie dich hätten töten wollen, wäre es doch in der Pension einfacher gewesen.«

»Nich wollten töten, Mal. Alter Mann, böse und häßlich, wollen mich benutzen.«

»Benutzen? Wozu?«

»Für Sohn.« Sie preßte kurz die Lippen aufeinander. »Er sprechen viele Fragen. Ich sagen, nein. Dann er sagen, ich machen Sohn für ihn, viele Sohn.«

»Der alte Lustmolch war ja zu fett, als daß er sich auch nur im Bett herumrollen hätte können.«

»Mal – sehr seltsam, alter Mann. Sohn sehr wichtig. Sagen viele seltsame Dinge ...« Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. »Nein, zu viele Wort, Mal!«

»Du machst deine Sache sehr gut, Mädchen. Vergiß ihn. Sein Freudenhaus ist längst schon in unzähligen Trümmern durch die Meere geschwemmt. Aber wir wissen immer noch nicht, was diese Burschen wollen.«

»Mal, du sagen Seemann hier, Gonwondo, finden *Grisp* – in Haus!« Ihre Augen leuchteten vor Aufregung. »Welch Haus, wo?«

»In einer Stadt unter Eis.«

Ihre Finger krallten sich in meinen Arm. »Mal, Stadt – *meine* Stadt! Ulmoc! Noch da!«

»Das ist unmöglich, diese Gletscher bewegen sich. Sie können inzwischen keinen Stein mehr auf dem anderen gelassen haben.«

»Aber, Mal, Seemann haben *Grisp!*«

»Da hast du auch wieder recht.« Ich rieb mein *Kinn*. »Vielleicht ist der gefallene Schnee schnell zu Eis gefroren und die Berge hielten es fest, daß es nicht rutschen konnte.«

»Ja, Mal! Berge! Jede Seite! Ulmoc in ...« Sie hob eine Schale vom Tisch auf. »So, Mal.«

»Vielleicht stimmt es doch, vielleicht hat er wirklich eine begrabene Stadt gefunden. Und möglicherweise ist sie sogar mit dem Nest identisch, von dem Junior redete.«

Ricia hing aufgereggt an meinen Lippen, als könnte sie so besser verstehen. »Sie müssen schließlich ein Ziel gehabt haben, vielleicht, um sich dort zu sammeln – es waren so viele auf dem Schiff. Wenn ja ...«, ich schlug die Faust in meine Hand. »Ricia, wie weit ist diese Ulmoc von hier?«

»Warum, Mal?« Sie sah mich beunruhigt an.

»Weil dort die Antworten zu finden sind.«

»Mal, nein, bleiben hier, warm, sicher. Mal, du krank, ausruhen!« Ihre Augen schienen so weit und tief, daß ich mich darin verlieren könnte.

»Du tutst ja genauso, als wenn du dir etwas aus mir machst.« Ich wollte möglichst gleichgültig klingen, aber meine Stimme verriet mich doch.

Ihre Hände krochen zu meinen Schultern empor. »Ja, Mal, viel aus dir machen.« Sie behielt die Augen weit offen, als ich sie küßte. Danach berührte sie meine Lippen mit den Fingern. »Mal, du bleiben, vergessen seltsame Männer.«

»Ich bin kein Invalid mehr, ich kann nicht untätig hier herumsitzen und mich verkriechen wie ein gejagter Hase. Im Augenblick haben sie meine Spur verloren – aber eines Tages würden sie uns doch finden. Sie geben nicht auf. Meine Chance, möglicherweise meine einzige, ist sie zu überraschen. Wenn das der Ort ist, von dem der Seemann gesprochen hat ...«

»Du bleiben!« Sie warf ihre Arme um mich und drückte mich so heftig, daß es schmerzte.

»Hör mir zu. Ich glaube, ich weiß, wie man in den Turm kommt – wenn der Schacht noch intakt ist, den die Marine gebohrt hat. Ich nehme mir deinen Schlitten, steige während der Nacht ein, sehe mich schnell um und bin schon wieder draußen, ehe sie es überhaupt bemerkt

haben.«

»Sie dich töten!«

Ich nahm ihre Arme und schob sie so weit zurück, daß ich in ihre Augen sehen konnte. Dicke Tränen glänzten in ihnen. »Denk doch einen Moment nach. Diese Männer mit den nichtssagenden Gesichtern sind Killer, sie haben ein paar hundert Marineinfanteristen einfach ausgelöscht – Hayles ganze Einheit. Den einzigen Überlebenden jagten sie und hätten ihn auch getötet, wenn er nicht zuvor gestorben wäre. Dann sind sie hinter dir her. Ich nehme an, sie erkannten, wer oder was du bist – und das bedeutete ihnen etwas. Schließlich brachten sie auch Carmody und Rassias kaltblütig um – und bei mir versuchten sie es ebenfalls. Ich hatte bloß verdammtes Glück, daß ich davonkam. Ich gehe gern Unannehmlichkeiten aus dem Weg, Ricia, aber davor kann ich nicht mehr davonlaufen. Wenn diese Burschen sich ganz in der Nähe verschanzt haben, muß ich einfach hin und nachsehen.«

»Mal, nehmen Boot, kehren zurück, deine Stadt. Sagen weisen Männern alles, bringen viel gute Männer.«

»Es gibt niemanden, dem ich es berichten könnte. Hayles Expedition war der letzte Atemzug einer organisierten Regierung. Und selbst, wenn es noch ein zuständiges Amt gäbe, würden sie mich nur auslachen und ins Irrenhaus stecken. Ich habe keine Beweise – nicht einmal mehr die Münze. Nichts! Aber wenn es stimmt, daß die Burschen sich unter dem Eis verkrochen haben, könnte ich mir vielleicht Beweise verschaffen. Und wer weiß, möglicherweise gelingt es mir sogar, von hier wegzukommen und irgendwo etwas zu organisieren. Vielleicht in Denver, ich habe gehört, daß die Air-Force-Akademie noch besteht.«

Ricia beobachtete mich und schüttelte den Kopf. »Nein, Mal«, wisperte sie hoffnungslos. »Sicher hier.«

»Glaubst du, ich kann mit deinem Schlitten umgehen?«

»Nein«, behauptete sie schmollend.

»Dann muß ich mich eben zu Fuß auf den Weg machen.«

Wir argumentierten noch eine gute Stunde, dann gab sie mit starrem Gesicht nach und versprach, mir zu helfen.

14.

Ganze acht Tage vergingen noch, ehe mich Ricia durch den schrägen Tunnel an die Oberfläche führte. Wir standen nebeneinander im purpurnen Zwielicht auf dem gefrorenen Matsch, etwa sechs Meter über dem vergrabenen Haus. Ich trug einen metallischen blauschwarzen Bodysuit, ähnlich ihrem grünen. Er war leicht und bequem wie Baumwolle, aber er sperrte die Kälte aus wie ein Ziegelsteinbau. Ricia hatte mich auch mit Stiefeln versorgt, die aus einem Material wie dicker Filz hergestellt waren. Meine Füße darin waren immer noch empfindlich, aber wenigstens mollig warm. Ich hatte Handschuhe und einen breiten Schal, den ich wie eine Kapuze um meinen Kopf gewunden hatte. Als Beispiel der Wissenschaft und Technik Gonwondos, war meine Ausstattung beeindruckend. Ich nahm Ricias Hände zwischen meine.

»Es wird mir schon nichts passieren, Mädchen. Ich schaue mich nur ganz schnell um und bringe irgend etwas mit zurück, damit ich ein Beweisstück habe, das überzeugender ist als meine Blessuren.«

»Es ist bald dunkel. Zeit aufzubrechen«, mahnte sie.

»Gut. Du brauchst mir nur noch den Schlitten zu zeigen, dann bin ich schon weg.«

Sie nahm einen kleinen Eispickel und hieb damit auf den gefrorenen Matsch ein. Ich half ihr. In fünf Minuten war der Schlitten frei. Er war flach, ungefähr von der Größe einer Luftmatratze, mit einer überdachten Armaturentafel an einem Ende. Nach viel sah er nicht aus. Ricia kniete sich darauf, fummelte an der Tafel herum, und das Ding hob sich etwa fünfzehn Zentimeter vom Eis.

»Und wie geht man damit um?«

»Setz dich herauf«, sagte sie mit tonloser Stimme. Ich gehorchte. Sie beugte sich über die Armaturentafel.

»Ich kann von hier aus überhaupt nichts sehen. Laß mich lieber vor.«

»Ist nicht notwendig.« Sie drehte sich nicht einmal um.

»Ich komme mit dir.« Ihr Englisch hatte in der kurzen Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht. Vielleicht war ich doch kein so schlechter Lehrer.

»Kommt nicht in Frage, Mädchen. Du gehst zurück in dein warmes Häuschen und wartest, bis ich wiederkomme.«

Sie blickte über die Schulter zurück. »Ich habe keine Angst, höchstens um dich. Ich komme mit, denn du wirst mich brauchen. Schau, was ich habe.« Sie deutete auf einen Knopf hinter ihrem rechten Ohr, der mich an ein Hörgerät erinnerte. »Damit bin ich mit der Hausbibliothek verbunden. Er registriert Geräusche, alles, was er sieht, auch Verstecktes, teilt es der Bibliothek mit, und die berät uns.« Sie legte den Kopf schief und hörte nicht auf meine Proteste. »Er sagt mir schon etwas. Er sagt, Männer sind unterwegs, zehn – *Sarads* von hier, dort ...« Sie deutete über das dunkle Eis.

»Also schön, dann gib mir das Ding. Vielleicht führt es mich in eine gemütliche Bar.«

»Nein. Nur ich kann es benutzen.« Sie blickte mich triumphierend an. »Es spricht nur meine Sprache, nicht Englisch.«

»Geh zurück, Ricia!« Ich versuchte, sie vom Schlitten zu heben. Sie wehrte sich, und sie war wirklich stark.

»Möchtest du, daß ich wieder allein warten muß, Malcolm?« fragte sie leise.

Ich hielt sie an beiden Schultern und stellte mir vor, wie sie dort unten warten würde, wenn ich nicht zurückkam, und wie aus den Tagen Wochen, Monate, Jahre wurden. Ich seufzte tief. »Also gut, Mädchen. Brechen wir auf. Ich hätte gern unser Abenteuer hinter uns, ehe die Sonne aufgeht.«

Ricia hielt den Schlitten zwei Meter über dem Eis und brauste dahin. Wir hatten gut sechzig Kilometer zurückzulegen und schafften es in nicht ganz einer Stunde. Dann dauerte es noch fast eine halbe Stunde, bis wir mit Hilfe von Ricias Instrumenten einen Krater wie den vom Seemann beschrieben fanden.

»Der Sonnenturm ist genau hier, Mal.« Sie sprang vom Schlitten und deutete auf das Eis unter ihren Füßen. »Der Hauptkoordinator befindet sich in ihm.«

»Ist das das hohe Gebäude, das ich auf dem Bild sah?«

»Ja.« Sie hielt inne und lauschte. »Die Bibliothek sagt, sie sind hier«, flüsterte sie mit angespannter Stimme. »Das also ist ihr Nest – mein Ulmoc!«

»Sehen wir zu, daß wir den Schacht freikriegen.« Ich hieb mit der Spitzhacke auf das Eis im Trichter ein. Ricia kam mit einer Metallröhre an, die einer Taschenlampe ähnlich sah, und richtete sie auf das Eis. Wasser blubberte, sprudelte von dem Loch, das nun freigelegt war. Nach einer Stunde war es so tief, daß wir die Ecken einer Metallkabine darunter sahen.

»Das ist es! Das ist der Lift, von dem der Seemann gesprochen hat!« Ricia schmolz den Rest des Eises vom Dach der Kabine. Es gab einen Notausgang oben, der jedoch zugefroren war. Ich öffnete ihn mit dem Eispickel. Hintereinander ließen wir uns in den quadratischen Käfig mit einer Kantenlänge von etwa zwei Metern hinunter. Er

war halb voll Eis, das durch die offene Tür hereingedrungen war. Ich benutzte Ricias Licht, stellte es auf einen nadeldünnen Strahl. Es zeigte mir einen geraden Fall in den blauschwarzen Schacht, der sich in der Dunkelheit weit in der Tiefe verlor. Die Kabel am Boden des Lifts hingen lose ab.

»Das ist die Endstation für dich, Mädchen«, sagte ich.
»Es gibt nur einen Weg hinunter – über die Kabel. Du wartest oben beim Schlitten.«

»Ich komme mit.«

»Hör mir zu. Hinunterzurutschen ist vielleicht einfach. Aber wieder hoch zu kommen, ist etwas anderes. Ich kann mich nicht an einem Kabel hochziehen und dich dazu schleppen.«

»Ich kann sehr gut klettern. Wir gehen jetzt hinunter oder kehren beide um.«

»Du bist nicht so leicht zu entmutigen. Aber vielleicht bin ich darüber sogar froh.« Ich zwängte mich durch die Tür, ließ mich hinab, bis ich nur noch mit den Händen an der Schwelle hing. Dann tastete ich mit den Beinen nach den Kabeln und hantelte mich ein paar Meter in die Tiefe. Die Kabel waren aus synthetischer Faser, nicht dicker als mein kleiner Finger und glatt vom Eis. Sie zitterten, als Ricia sich ebenfalls an ihnen herabließ.

»Bleib dicht über mir«, rief ich ihr zu. »Damit ich dich aufhalten kann, wenn du rutscht.«

»Ich werde nicht rutschen«, sagte sie kühl. Ich brummte nur, schlang mir eine Schleife als Bremse um mein Bein, und begann den Abstieg.

Nach den ersten fünfzig Metern gab ich auf, die Entfernung zu schätzen. Jeden Augenblick erwartete ich den Rest des Schachts blockiert zu finden, oder auch

plötzlich zum Ende des Kabels zu kommen. Meine Arme wurden müde, dann taub, dann schmerzten sie wieder. Ich rief nach Ricia. Sie antwortete und war ruhig und viel weniger außer Atem als ich. Meine Füße fanden plötzlich Halt auf losem Eis, das eine leicht schräge Ebene bildete. Einen Augenblick später stand Ricia neben mir in etwas, das wie eine kleine Höhle im Eis aussah. Sie leuchtete auf glasige schwarze Wände – und hielt den Strahl auf eine Oberfläche aus grauem Stein mit einer hohen, engen Nische vor einem winzigen Balkon mit schmiedeeisernem Geländer.

»Mal ...« Sie konnte kaum weitersprechen. »Der Sonnenturm!«

Ich legte meinen Arm um ihre Schultern und betrachtete die uralte Mauer. »Wolkenkratzer unter dem Eis«, murmelte ich. »Ich habe es immer noch nicht wirklich geglaubt – bis jetzt.«

Sie ging zu der Nische, stieg über das Geländer und verschwand in der Dunkelheit. Ich folgte ihr. Das Licht zeigte uns ein kleines Zimmer mit einem geschnitzten Holzbett, einem niedrigen Tisch mit herausgezogener Schublade, verfaulten Fetzen eines Teppichs und einer türlosen Öffnung in der gegenüberliegenden Wand.

»Hier hat er die Münze gefunden«, erklärte ich aufgeregt. Ricia war bereits an der Öffnung und leuchtete hindurch. »Die Rampe ist in dieser Richtung.« Sie führte mich durch einen Korridor, an geschlossenen Türen vorbei.

Die Rampe war weit wie ein hochherrschaftlicher Treppenaufgang und schlängelte sich wie eine Wendeltreppe in die Tiefe. Ein Geländer gab es nicht. Ich tastete mich vorsichtshalber an der Wand entlang. Fünf Stockwerke tiefer entdeckte ich die ersten Spuren einer

noch nicht so lange zurückliegenden Besatzung – ein leerer Karton Marinerationen. Dann sah ich den Matrosen, der sie gegessen hatte.

Er lag auf dem Gesicht, zehn Meter weiter auf dem Korridor. Ich drehte ihn vorsichtig um. Die Kälte hatte ihn gut erhalten. Er trug einen schweren Parka und dicke, bis zu den Knien geschnürte Stiefel. Eine Dose Fleischkonserven lag dicht neben ihm.

»An Hunger ist er nicht gestorben«, murmelte ich.

Ricia deutete auf einen winzigen schwarzen Fleck im Parka. »Brennwaffen«, sagte sie, offenbar nach englischen Worten suchend. »Sie haben es getan.«

»Was ist eine Brennwaffe?«

Sie streckte mir die Lampe entgegen. »Wie das, nur stärker. Ihr Strahl tötet.«

Ich nahm die .45er des Toten mitsamt Gürtel an mich und schnallte ihn um. »Sie tötet auch.«

Zwei Stockwerke tiefer stießen wir auf zwei weitere Tote. Einer war ein Marineoffizier mit sechs Strahlerwunden. Der andere war ein weichlich aussehender Kerl von etwa Fünfzig, mit leicht exotischem Einschlag. Er trug einen dicken abgesteppten Anzug und Filzstiefel. In seiner Brust war ein nicht zu übersehendes Loch von einer .45er. »Das war einer von ihnen«, sagte ich. Ich durchsuchte seine Taschen, sie waren leer. Dem Marineoffizier fehlte die Pistole.

»Wie viele Stockwerke hat der Turm?« fragte ich Ricia.

»Achtmal zehn und drei«, rechnete sie.

»Wo, glaubst du, ist es am wahrscheinlichsten, daß sie sich eingenistet haben?«

»In den Räumen um die Küche, vermutlich.«

»Außer sie ernähren sich von Konzentrataten. Sie kamen

mir nicht so vor, als machten sie sich viel aus leiblichen Genüssen – von dem Fetten abgesehen, den sie den Primär nannten.«

»Dann können sie überall sein. Es gibt viele Apartments hier. Nur in den untersten Stockwerken sind die Zimmer nicht zum Aufenthalt geeignet. Es sind hauptsächlich Lager-, Heizungs-, und Maschinenräume.«

In der nächsten Etage berührte Ricia meinen Arm. »Von dort kommt Wärme«, flüsterte sie und deutete einen dunklen Korridor entlang.

»Ich fühle sie nicht.«

»Die Bibliothek hat es mir mitgeteilt.«

»Sehen wir nach!« Ich zog die Pistole aus dem Gürtel. Ricia stellte die Lampe auf Minimum, daß sie nur einen ganz schwachen Schein über den Boden vor uns warf. Wir kamen an offenen Türen vorbei, durch die ich dunkle Schatten von Möbeln bemerkte.

»Ganz nah«, hauchte Ricia in mein Ohr.

»Schalt lieber das Licht aus«, mahnte ich. Sie tat es.

Etwas drückte gegen meine Hand. »Streif das über deine Augen«, wisperte sie. Es war eine Art Schild aus glattem Plastik. Ich zog es mir über den Kopf. Nun sah ich einen breiten hellen Streifen auf dem Boden vor uns. Infrarot, dachte ich. »Ich komme mit dir aus dem Staunen nicht heraus«, flüsterte ich Ricia zu.

Wir schllichen noch ein paar Meter. Zwei Türen weiter griff Ricia nach meiner Hand. »Dort drinnen«, hauchte sie.

Ich drückte mich neben die Tür und lauschte. Aber außer meinem eigenen Herzschlag hörte ich nichts. »Ich habe das Gefühl, deine Bibliothek übertreibt«, sagte ich. »Weshalb ...«

Ricia drückte eine Hand auf meinen Mund – zu spät.

Etwas bewegte sich in der Dunkelheit. Ich sprang zurück, schob Ricia hinter mich. Etwas Schweres schlug gegen die Wand, wo ich gerade noch gestanden hatte. Die Pistole war entsichert, aber ich wollte sie nur im Notfall benutzen. Ich trat in den Raum, schwang herum und stieß mit etwas Pelzigem zusammen. Es brummte und krallte nach mir. Ich schubste es zur Seite, da leuchtete Ricia darauf. Ich erstarrte. Es war ein hagerer, bäriger Mann in schmutziger grauer Arbeitsuniform und verfilztem Pelz. Die Augen waren eingefallen, Blut sickerte sein Kinn herab, und er hatte die Zähne gefletscht.

»Halt ...«, rief ich. Er hörte nicht auf mich. Er holte weit aus, aber seine Faust verfehlte mich. Beim zweiten Mal traf er mich. Es gelang mir, seine Hände zu packen und ihn gegen die Wand zu drücken. »Verdammt! Hören Sie auf!« knurrte ich. »Wir sind auf Ihrer Seite!«

Ungläubig blinzelte er durch die Finsternis. Er keuchte schwer. »Leuchte hierher, Ricia«, bat ich. Jetzt mußte er mein Gesicht sehen. Er entspannte sich und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Gott sei Dank!« krächzte er. »Addison ist durchgekommen ...«

In dem Zimmer, das er sich ein wenig wohnlich gemacht hatte, ließ er sich auf ein Lager aus halbverfaulten Wandbehängen fallen. Daneben standen übereinander Kisten mit eisernen Rationen der Marine.

»Ich bin in letzter Zeit ein wenig unvorsichtig geworden«, er deutete auf seine Habseligkeiten. »Bisher hielt ich alles gut versteckt, aber sie kommen schon lange nicht mehr hier herauf. Sie halten mich für tot, glücklicherweise. Es war ein furchtbares Warten, bis Sie gekommen sind.« Selbst Sprechen war eine ungeheure

Anstrengung für ihn. Ich fragte mich, woher er die Kraft genommen hatte, mich anzuspringen.

»Wie viele Mann haben Sie?« Er blickte Ricia ein wenig verwirrt an, dann richtete er seinen Blick wieder auf mich. »Ich hoffe, die Marine patrouilliert die gesamte Küste hier. Ich hatte nicht viel Zeit, Addison einen genauen Auftrag zu geben, aber ich glaube, er verstand ...« Er hielt inne, als ich den Kopf schüttelte.

»Tut mir leid, es sind keine Marinetruppen in der Nähe.« Ich deutete auf Ricia. »Nur Ricia, die mich hergeführt hat, und ich.«

Er setzte sich hoch, wollte aufstehen, aber Ricia kniete sich schnell neben ihn. »Wir werden Ihnen helfen«, sagte sie sanft. »Wir nehmen sie mit uns an einen Ort, wo Sie sicher sind.«

»Träume – träume ich nur?« Er berührte Ricias Hand. »Nein, wohl doch nicht. Sie sind so echt wie – wie das Leben.« Er verbeugte sich, so gut es im Sitzen ging. »Ich bin Rome Hayle.«

»Admiral Hayle!« Ich suchte eine Ähnlichkeit in den hageren Zügen mit dem forschen Offizier, den ich einmal auf Guam kennengelernt hatte. »Sind Sie der einzige, der übriggeblieben ist?«

Er nickte. »Aber wer sind Sie?« Er blickte von mir zu Ricia. »Wie haben Sie mich gefunden? Wie sieht es jetzt oben aus?«

»Halt, nicht so schnell, Admiral. Ich erzähle Ihnen die ganze Geschichte – soviel ich davon weiß.«

»... Ricia hatte recht gehabt«, schloß ich. »Als ich aufwachte, lag ich in ihrem Haus, ziemlich mitgenommen zwar, doch zumindest lebte ich noch. Das war vor etwa

zwei Wochen.«

»Aber weshalb, in drei Teufels Namen, sind Sie *hierher* gekommen? Sie wußten doch, daß sie hier ihr – wie nannten Sie es? – Nest errichtet hatten.«

»Wir brauchten Beweise, sonst würde uns niemand glauben.«

»Sie werden hier nicht mehr lebend herauskommen. Jetzt sitzen wir zu dritt in der Falle.«

»Warum hat man Sie nicht getötet?«

»Sie haben es mehrmals versucht. Aber ich habe da oben ein Versteck gefunden.« Er deutete zur Decke. »Dort ist ein niedriger Zwischenboden, der zum Heizungsschacht führt. Über den Schrank kletterte ich hinauf.«

»Was ist mit Ihren Männern passiert?«

»Die meisten haben die Bestien auf ihren Posten niedergemetzelt, ehe wir überhaupt ahnten, daß wir angegriffen wurden. Sie kamen von unten hoch und überfielen uns im siebzigsten Stock, von oben gerechnet. Ein Dutzend etwa überlebte die erste Attacke. Sie kamen in völliger Lautlosigkeit auf uns zu und schossen. Es gelang mir, einen niederzustrecken und Deckung zu finden. Ich sammelte, was von meinen Jungs noch übriggeblieben war, um mich, und wir versuchten, uns zurückzuziehen, aber sie preßten von beiden Seiten auf uns ein. Nur zu viert erreichten wir die höheren Stockwerke. In der Woche darauf erwischten sie Hienemann, Drake und Ludcrow. Ich hatte Glück und konnte sie täuschen. Ich lehnte Ludcrows Leiche gegen den Türrahmen. Als sie schossen, fiel er. Sie dachten, sie hätten mich erwischt. Dann zogen sie sich zurück. Seitdem habe ich sie hier oben nicht mehr gesehen.«

»Hier oben?« meinte Ricia fragend.

»Ich war mehrmals weiter unten. Im ersten Monat war ich recht aktiv und spionierte herum. Aber dann wurde ich allmählich schwächer – keine Sonne, keine frische Luft, und die verdammte Kälte. Aber zumindest hatte ich ausreichend zu essen ...« Er räusperte sich. »Sie sind nicht menschlich«, murmelte er schließlich kaum verständlich. »Sie nennen sich selbst – Schößlinge. Sie brauchen Menschen, um weiterzuexistieren – ich weiß nicht wie, aber sie brauchen sie. Es ist ihnen egal, ob sie selbst leben oder sterben ...« Hayle wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. »... solange ihr Primär sicher ist. Sie verlangen nicht mehr, als Nahrung und einen Ort, an dem sie sich fortpflanzen können. Das letztere ist ungemein wichtig für sie. Jene, die sich noch nicht fortgepflanzt haben, sind in einer besonderen, geschützten Kategorie zusammengefaßt, soviel ich verstehen konnte. Auf irgendeine Weise testet man sie. Die, die den Test nicht bestehen, werden so gleichgültig umgebracht, wie wir eine Fliege totschlagen.«

»Wie konnten Sie das alles erfahren?«

»Ich lauschte. Es gibt hier einen großen Saal, wo sie zum Essen zusammenkommen ...« Er beschrieb ihn. Ricia nickte. »Die Festhalle. Gleich anschließend sind die Lagerräume, die Verpflegung für die ganze Stadt für ein Jahr oder mehr enthielten. Es wurde alles dort untergebracht, als der lange Winter begann.«

Hayle nickte. »Sie bringen auch Gefangene hierher, glaube ich. Sie sprachen davon, daß sie Frauen brauchten. Nicht wie ein Mann von Frauen reden würde – mißverstehen Sie mich nicht. Eher wie ein Fleischer, der auf Schlachtvieh wartet.«

»Sie sind doch nicht etwa Kannibalen!«

»Nein, das nicht. Ich denke nicht gern daran, aber ich glaube, sie benutzen die Frauen auf irgendeine unnatürliche Weise, um mehr ihrer eigenen Art heranzuzüchten.«

»Wenn Sie sagen, daß sie nicht menschlich sind, Admiral, meinten Sie da ...«

»Ich meinte genau, was ich sagte! Sie sind nicht menschlicher als ein Skorpion. Sicher, sie sehen aus wie Menschen – sie mögen sogar in Menschenkörpern herumspazieren, aber der Geist, der sie bewegt, ist so fremdartig wie der einer Boa constrictor.«

»Er hat recht.« Ricia schüttelte sich. »Ich habe es auch gefühlt.«

»Ich gebe zu, daß sie recht seltsame Burschen sind, aber das beweist doch noch nicht, daß sie keine Menschen sind.« Ich blickte Ricia fragend an. »Gibt es irgendeinen Geheimgang oder etwas Ähnliches zu dieser Festhalle? Einen, von dem sie vielleicht keine Ahnung haben?«

»Es gibt Speiseschächte, die zu den Küchen führen. Es ist möglich, daß sie Sie noch nicht bemerkt haben.«

»Du brauchst eine Waffe. Ich nehme an, der Admiral wird dir seine borgen.«

»Einen Augenblick«, protestierte Hayle. »Sie haben doch nicht die Absicht, sie anzugreifen? Es gibt Hunderte von ihnen!«

»Nichts so Dramatisches. Ich brauche nur einen Beweis, daß diese ›Schößlinge‹ existieren – daß sie eine Gefahr sind.«

»Spielen Sie nicht den Helden! Sehen Sie zu, daß Sie verschwinden, bevor man Sie entdeckt. Ich gebe Ihnen ein Schreiben für die Admiralität mit. Sie werden eine Streitmacht hierherschicken, die groß genug ist, hier alles zu besetzen und keinen entkommen zu lassen.«

»Tut mir leid, aber ich verschwinde nicht ohne einen konkreten Beweis von hier. Ich soll der Admiralität erklären, daß sie eine Bedrohung darstellen? Welcher Art? Vielleicht sind sie eine harmlose Geheimverbindung.«

»Harmlos? Sie haben meine ganzen Leute umgebracht!«

»Ihre Leute drangen ungebeten hier ein, Admiral. Auch ich mischte mich in ihre Angelegenheiten. Es scheint mir nicht, als ob sie ihr Nest verlassen, um Unruhe zu stiften, oder sonst etwas.«

»Verdammte! Schlagen Sie sich vielleicht auf die Seite dieser Teufel?« Hayle funkelte mich wütend an.

»Ich versuche nur, Ihnen klarzumachen, wie schwer es sein wird, höhere Stellen zum Eingreifen zu bewegen, nur aufgrund einer persönlichen Meinung. *Sie* wissen, daß hier eine große Gefahr lauert. *Ich* weiß es. Ich kann sie in der Luft spüren, wie den Smog über Neapel. Aber wir brauchen Beweise!«

»Und mein Schreiben ...«

»Das werden sie mit den Meldungen über UFOs ablegen. So, ich begebe mich jetzt hinunter. Ricia, du bleibst beim Admiral. Wenn ich in vierundzwanzig Stunden nicht zurück bin ...«

»Rede keine Dummheiten, Mal. Ich komme mit!«

»Ihr zwei wollt diese Schlangen in ihrem Nest aufsuchen? Wenn ihr jede Chance hättest, von hier oben aus noch unbemerkt wegzukommen?«

»Sie werden es hier noch einen Tag aushalten können, Admiral«, meinte ich. »Dann verziehen wir uns gemeinsam.«

Hayle starrte mich an. Dann stand er müde auf. »Drei Monate war ich ohne Licht, ohne menschliche Stimmen«, sagte er schleppend. »Und wenn ich auf allen vieren

kriechen muß, ich will nicht noch einmal darauf verzichten müssen.«

»Also gut, Admiral«, erklärte ich mich nach einigem Zögern einverstanden. »Vergessen Sie Ihre Pistole nicht.«

Der Weg, den Ricia uns zeigte, war eine schmale Rampe, die in engen Spiralen nach unten führte. Wir kamen in jedem Stockwerk an bogenförmigen Öffnungen vorbei und erreichten schließlich ein Gewölbe so groß wie das Hauptschiff einer Kathedrale. Schwere Geräte standen in dunklen Reihen in der Mitte des Raumes, der mir wie eine verlassene Fabrik vorkam.

»Das ist die obere Küche«, flüsterte Ricia.

»Sie sind nicht hier.« Hayle schnupperte. »Ich könnte sie riechen, wenn sie es wären. Wir sind noch nicht weit genug unten.«

»Unter dieser ist eine zweite Küche.« Ricia schien zu lauschen. »Aber sie waren hier – und sind auch jetzt sehr nah. Die Bibliothek fühlt ihre Wärme.«

»Was ist diese Bibliothek?« fragte Hayle scharf. Ich erklärte ihm, was ich selbst darüber wußte. »Ungemein praktisch«, brummte der Admiral. »Wenn wir je dazu kommen, werde ich noch viel über Sie wissen wollen, Miß Ricia, und über die Menschen, die diesen großartigen Turm gebaut haben.«

Wir kehrten auf die Rampe zurück und bewegten uns nun noch vorsichtiger. Alle paar Meter blieben wir stehen, um zu lauschen. Ein Hauch von Verwesung lag in der Luft. Die Wände waren hier wärmer. Ich spürte es sogar durch meine Handschuhe. Ricia tupfte auf meinen Arm.

»Direkt geradeaus«, wisperte sie.

»Gib mir das Licht.« Ich deutete ihr an zurückzubleiben. Hayle machte Anstalten, mitzukommen. »Bleiben Sie

hier!« flüsterte ich scharf. Er starre mich wütend an, gehorchte jedoch.

Zwei Meter, etwa eine halbe Rampenbiegung weiter, war rechts eine Bogenöffnung. Die Wärme und der Verwesungsgeruch waren hier stärker. Ich steckte meinen Kopf durch die Öffnung und blickte hinaus auf einen großen Raum, ähnlich der oberen Küche. Wenn sich jemand hier befand, hielt er sich verdammt still.

»Ich gehe hinaus«, flüsterte ich. »Wenn sich nichts röhrt, folgt ihr mir.« Ich schritt durch den schmalen Gang zwischen den riesigen Kesseln hindurch. Bis zu der Tür an der gegenüberliegenden Seite waren es etwa hundert Meter. Ich schlich auf Zehenspitzen, die .45er in meiner Rechten. Es war so still wie in einer Gruft.

An der Tür lehnte ich mich dicht an die Wand und lauschte. Es war mir, als hörte ich schwache Geräusche. Vorsichtig drückte ich auf einen der beiden Flügel. Er öffnete sich einen Spalt, und ein Schwall fauliger Luft, wie aus einem Sarg, schlug mir entgegen, aber auch ein Streifen Licht.

Zwanzig oder dreißig Männer saßen an den Tischreihen in der hohen gewölbeähnlichen Halle. Einer blickte in meine Richtung.

Ich erstarrte und hielt die Tür fest, denn eine Bewegung wäre sicher noch mehr aufgefallen als der offene Spalt. Er blickte noch einen Moment herüber, dann drehte er sich um. Ich glaube, er sprach zu jemandem auf der anderen Tischseite, aber ich mochte mich auch täuschen. Er war etwa fünfzig Meter von mir entfernt, und das Kerzenlicht war trügerisch.

Ein Mann betrat den Raum, bediente sich an einem Büfett, ehe er sich an einem Tisch niederließ. Ein anderer

erhob sich und ging durch die Tür, durch die der andere hereingekommen war. Minuten vergingen, ohne daß sich etwas tat. Ich schloß lautlos die Tür und kehrte zur Rampe zurück, wo Ricia und Hayle noch warteten. In diesem Augenblick zischte ein blendender Stahl aus einer Energiewaffe auf. Ich warf mich zu Boden und rollte hinter etwas, das ein Ofen sein mochte. Geräusche von Fäusten auf Fleisch und das Scheppern einer Waffe, die auf den Boden gefallen war, waren deutlich zu vernehmen. Hayle knurrte etwas. Es wurde durch einen dumpfen Schlag unterbrochen. Dann herrschte Stille.

15.

Ich wartete fünfzehn Minuten, dann kroch ich durch die Dunkelheit. Füße scharrten, und Stimmen murmelten in Türnähe. Lichtstrahlen huschten durch die Gänge in der Küche. Ich zog gerade noch rechtzeitig meine Füße ein. Schwere Stiefel kamen an mir vorbei. Dann verloren sich Schritte und Stimmen am entgegengesetzten Ende des Raumes.

Die Bogenöffnung, hinter der ich Ricia und Hayle zurückgelassen hatte, war etwa zehn Meter entfernt. Wollte ich sie erreichen, mußte ich sozusagen durch offenes Gelände. Ich hatte noch drei Meter bis zu ihr, als ich bemerkte, daß ein Mann direkt innerhalb der Öffnung, mit dem Rücken zu mir stand. Ich drückte mich gegen die Wand und wagte mich weder vor noch zurück. Dann verschwand er im Innern. Ich schaffte es zur Öffnung. Ricia und Hayle lagen auf dem Boden. Im ersten Augenblick befürchtete ich schon, sie seien tot. Da sah ich, daß sie sich glücklicherweise schwach bewegten. Sie waren mit Drähten umwickelt wie der Anker eines Generators. Ich glitt um die Türkante, da bemerkte mich Ricia – der Wächter glücklicherweise nicht. Er schien auf irgend etwas von oben zu lauschen. Ich hätte ihn leicht überraschen können, aber in diesem Moment stieg er die Rampe hinauf und war auch schon außer Sicht.

Ich kniete mich neben Ricia. »Er hatte ein Signalgerät«, warnte sie mich. »Laß dich nicht von ihm sehen. Schnell, verschwinde!«

Ich begutachtete ihre Fesselung. Die Drähte schnitten tief in ihre Arme und Beine. »Vergeude keine Zeit mit mir,

Mal! Hör zu. Sie unterhielten sich, und ich verstand, daß sie auf Instruktionen ihres Primären warten. Sie ahnen nichts von dir. Sie glauben, der Admiral und ich seien allein.«

»Ich muß die Drähte aufkriegen.«

»Nein! Such schnell den, den sie den Primär nennen – er ist ihr schwacher Punkt! Sie sprachen vom Drachensaal. Ich weiß, wo er ist.«

»Die Drähte ...«

»Keine Zeit dafür! Über der mittleren Ofenreihe ist ein Lüftungsschacht, er dürfte groß genug für einen Menschen sein. Wenn du die obere Küche erreicht hast, dann geh den Korridor auf der rechten Seite bis zum Ende. Dort ist eine handgeschnitzte Tür. Dahinter findest du den Primär.«

Schritte näherten sich. Ich strich über Ricias Haar. »Ich komme zurück«, versicherte ich ihr und verschwand durch die Bogenöffnung.

Ich schaffte es, zu dem Lüftungsschacht über den Öfen. Ruß regnete auf mich herab. Es kostete mich fast übermenschliche Anstrengung, nicht zu niesen. Ich war froh, daß Metallklammern an den Wänden die Kletterei erleichterten. Auch in der oberen Küche schlich ich mich durch den Mittelgang und zu einem düsteren, belebten Korridor. Glücklicherweise konnte ich mich immer rechtzeitig in den Türrischen verstecken und spürte eigentlich immer nur von Tür zu Tür. Die, von der Ricia gesprochen hatte, war leicht genug zu erkennen. Ein geschnitzter Drache mit zwei Köpfen starrte mir von ihr entgegen.

Im Augenblick war alles ruhig. Ich überlegte nicht lange. Ich riß die Tür auf und stürmte ins darunterliegende Zimmer. Einen Mann, der mir entgegenkam, schaltete ich

mit einem hastigen Kinnhaken aus. Er schlug mit dem Hinterkopf auf, und ich stellte fest, daß er nie mehr atmen würde.

In der linken Wand war eine Türöffnung mit einem schweren Vorhang. Ich schob ihn zur Seite und trat in den grauenvoll stinkenden Raum, in dem ein riesiges Bett stand, das das Zimmer fast ausfüllte. Ein nahezu bis zur Unkenntlichkeit aufgeschwemmter Mann lag darauf. Er blickte mir mit hervorquellenden Augen entgegen.

Ich richtete die .45er auf ihn und drückte mich neben der Öffnung an die Wand. Es war fast die gleiche Szene wie im Palast unter dem Wasser.

»Bist du derselbe?« fragte ich heiser. Er schwieg. Ich preßte die Pistole gegen den aufgeschwollenen Fuß. »Mach den Mund auf«, mahnte ich. »Ich weiß, daß du reden kannst.« Jetzt richtete ich die Waffe auf seinen Wasserschädel. »Wer bist du? Was willst du von uns?«

»Ich will nur – meine Ruhe – und Stille.« Seine Stimme war dünn, fast wie ein Pfeifen. »Warum tust du mir weh?«

»Das weißt du genau. Dein Leben hängt an dem seidenen Faden meiner Neugier. Also, 'raus mit der Sprache.«

»Ich bin der Primär«, quietschte er. »Nichts darf mich verletzen.«

Ich zog ihm den Pistolenlauf über das Elefantenbein. Ein roter Streifen blieb zurück. Er stieß einen piepsigen Schrei aus, stöhnte.

»Warum habt ihr mich entführt? Was wollt ihr mit dem Mädchen?«

»Wir brauchen Frauen. Mehr Frauen. Bring mir Frauen, und ich bezahle dich gut!«

Ich spürte, wie mir der Schweiß ausbrach. Ein Gefühl

der Unwirklichkeit ließ mir den Fettwanst wie einen bösen Traum erscheinen. Diesmal stieß ich ihm den Lauf in die Seite. »Verdammt, red endlich. Wer seid ihr? Weshalb tötet ihr ohne Warnung? Wie seid ihr hierhergekommen? Was seid ihr?«

Ich hörte ein leises Geräusch hinter mir. Ich wirbelte herum, warf mich zu Boden, als ein dünner Feuerstrahl über meinem Kopf vorbeizischte. Fast ohne mein Zutun spuckte die Pistole in meiner Hand. Ein Mann am Türvorhang brach wie im Zeitlupentempo zusammen. Sein Strahler ging noch einmal los, ehe er seiner Hand entfiel. Hinter mir schrie Fettwanst mit seinem dünnen Stimmchen, als würde er abgestochen.

Rauch stieg aus dem Bettzeug auf. Ein fauler Gestank raubte mir fast den Atem. Ich taumelte auf die Füße und bemerkte die blutende Wunde mit der versengten Haut, die sich quer über den Riesenwanst zog.

Während ich entgeistert zusah, schob sich etwas Feuchtglitzerndes aus der Wunde. Ein schwärzlich roter Wurmkopf drang heraus. Von Grauen erfüllt, leerte ich das ganze Magazin in den überquellenden Bauch, aus dem sich Meter um Meter des gräßlichen Dinges wand. Ich lud nach, ohne mir dessen überhaupt bewußt zu sein, und feuerte auf das schleimige Wurm-Schnecken-Ding, das unabirrt weiter herausdrängte und sich auf mich zuschlängelte. Ich wich zurück, bis die Wand mich aufhielt. Mit zitternden Händen zerrte ich an einer schweren Kommode und kippte sie auf das gräßliche Ding.

Es war jetzt durch das schwere Möbelstück festgenagelt, aber immer noch peitschte es links und rechts davon gegen den Boden. Der Mann auf dem Bett sah nun aus wie eine geplatzter Ballon – nicht länger schwabbelte und wölbte

sich sein Bauch.

Die Zeit schien stillzustehen. Mir war übel. Ich lehnte mich gegen die Wand im äußeren Zimmer. Das Peitschen der Wurmschnecke hörte nicht auf. Ein Mann stand neben der Tür. Ich hob den Revolver. Der Abzug klickte leer. Der Bursche bewegte sich überhaupt nicht. Sein Kinn hing schlaff herab, seine Augen stierten durch mich hindurch. Ich rannte an ihm vorbei, stieß ihn zur Seite. Im Korridor standen weitere Männer. Einer kippte auf einmal um. Die anderen kümmerten sich nicht um ihn; um mich glücklicherweise auch nicht. Ich bahnte mir einen Weg durch sie hindurch und fand mich plötzlich Dörrpflaume gegenüber. Er war also nicht ertrunken.

»Wer bist du?« zischte ich. Ich packte ihn am Kragen und schüttelte ihn. Seine Augen starnten in endlose Fernen.

»Er ist tot«, sagte er tonlos.

»Wer war er? Was bedeutet das alles? Was war das – das Ding?«

»Nun stirbt der alte Traum«, murmelte er. Seine Augen wurden leer wie die der anderen. Sein Kinn klappte herunter. Ich schob ihn zur Seite, rannte weiter.

Ricia und der Admiral lagen noch, wo ich sie zurückgelassen hatte. Ihr Wächter war verschwunden. Die Drähte, die ich jetzt endlich lösen konnte, hinterließen tiefe Spuren in Ricias Haut, aber sie war in der Lage, ohne Hilfe zu gehen. Hayle brauchte die ersten paar hundert Meter meine starke Schulter, doch dann schaffte auch er es ohne Stütze.

Wir kamen an vielen »Schößlingen« vorbei. Einige standen nur herum, andere wanderten ziellos durch die Gänge, doch die meisten lagen, wie die Opfer eines Hinrichtungskommandos, reglos auf dem Boden. Sie waren

tot, ohne jegliche Spur von Gewaltanwendung.

»Als ob sie einfach zu atmen vergessen hätten«, murmelte Hayle.

»Schon möglich«, meinte ich nachdenklich. »Ich glaube, daß sie irgendwie ihre Kraft aus dem – dem Ding auf dem Bett bezogen hatten.«

Wir durchforschten den ganzen Turm, und Ricia erzählte uns dabei von alten Zeiten. Nach einer halben Stunde trafen wir schon keinen der Schößlinge mehr lebend an. Schließlich kehrten wir an die Oberfläche und zu Ricias Schlitten zurück.

»Wir fahren zuerst zum Haus, um uns mit dem Nötigsten zu versorgen, dann zur Küste, wo Ricias Boot noch vor Anker liegt. In zehn Tagen können wir zu Hause sein. Und danach?«

»Omaha«, sagte der Admiral. »Ich nehme Gift drauf, daß unser Hauptquartier sich dort befindet und auch noch über einige Macht verfügt. Wieviel Truppen allerdings zur Verfügung stehen, weiß ich nicht. Aber sie werden bestimmt ausreichen.«

»Wenn man uns überhaupt glaubt!« unkte ich.

»Sie werden mir glauben!« sagte Hayle überzeugt. Wir schafften es in fünfzehn Tagen. Von den rauchschwarzen Wolken und dem häufigen Vulkanascheregen abgesehen, war das Wetter gut. Wir ruhten uns aus, aßen und unterhielten uns, und Ricia studierte eifrig die einbändige Enzyklopädie, die sie auf dem Boot entdeckt hatte.

»Ich versteh jetzt, weshalb sie meine Leute töteten«, murmelte Hayle. Wir saßen auf dem winzigen Achterdeck und beobachteten den düsteren Sonnenuntergang. »Wir sind auf ihr Versteck gestoßen. Aber weshalb verfolgten sie Ricia? Sie bedeutete keine Gefahr für sie.«

»Ich nehme an, sie erkannten irgendwie, daß sie einer uralten Rasse angehörte, und wollten sie ausquetschen.«

»Aber dann müßten sie ja gewußt haben ...«

»Natürlich. Der Primär bediente sich ihrer Muttersprache.«

»Ich glaube«, sagte Ricia zögernd, »daß er – einer von meinem Volk war. Unter dem aufgeschwemmt Körper erkannte ich doch die Ähnlichkeit.«

»Sie – sie meint, er – er als Mensch – war Gott weiß wie viele Tausende von Jahren alt?« Hayle schnaubte abfällig.

»Das ist doch lächerlich.«

»Er war nicht älter als Ricia.« Ich grinste.

»Das ist doch etwas anderes. Sie überlebte im Kälteschlaf. Wir von der Marine experimentieren mit ähnlichem schon seit Jahren.«

»Sie sind nicht menschlich, sagten Sie das nicht selbst, Admiral? Sie *benutzten* Menschen. Der Schneckenwurm – ich glaube, das war der Primär, nicht das aufgeschwollene Ding, das ihm als Brutstätte diente.«

»Weshalb gaben die anderen ihren Geist auf, als er starb?«

»Auf irgendeine Weise waren sie alle mit ihm verbunden. Sie lebten, um ihm zu dienen.«

»Und wofür lebte er?«

»Für ihn galt der gleiche Überlebensinstinkt wie für die Menschheit. In unserem Fall besteht die Rasse aus Milliarden Individuen. In seinem – nun, ich glaube, er war die Rasse: Ein unsterbliches Einzelwesen, dem die Schößlinge dienten, wie die Arbeiterinnen der Bienenkönigin.«

»Aber wozu? Sie lebten völlig abgeschlossen. Sie mußten schon seit undenklichen Zeiten in diesem Turm

hausen. Sie hatten keinerlei Bequemlichkeiten. Sie existierten nur als Parasiten der menschlichen Rasse. Vielleicht hätten wir sie nie entdeckt, wenn die Erdkrustenverschiebungen nicht gewesen wären. Und wenn Ricia weitergeschlafen hätte, vielleicht nicht einmal dann.«

»Ja, sie müssen schon unendlich lange unter uns sein«, murmelte ich. »Ich frage mich, woher sie kommen. Wie ihr Parasitentum begann.«

»Vielleicht sind sie Invasoren von einer anderen Welt.« Hayle lächelte schwach. »Vielleicht landeten bereits vor einer halben Million Jahre Fliegende Untertassen auf der Erde. Aber vielleicht stammen sie auch von hier und sind ein Produkt des gleichen Urschlammes, aus dem wir gestiegen sind. Vielleicht benutzten sie uns bereits als Gastkörper, lange ehe wir wirklich zu Menschen wurden.«

»Seltsam, eine ganze Geschichte fand ihr Ende, nur weil ein einziges Wesen starb.«

Hayle verengte die Augen. Mit seinem gestutzten Bart und der frischen Gesichtsfarbe sah er schon fast aus wie damals auf Guam. »Sie taten ja alles, um ihn am Leben zu erhalten. Sie starben wie die Fliegen, nur um ihn zu schützen. Merkwürdige Kreaturen – gleichzeitig so tödlich und doch so unfähig. Mit der so hochentwickelten Technik der Stadt im Eis sollte man meinen, sie hätten eine bessere Überlebenschance finden können.«

»Ich glaube, sie hatten keine eigene Intelligenz«, vermutete ich. »Sie benutzten die Gehirne der Körper, in denen sie sich eingenistet hatten, genau wie ihre Gliedmaßen. Und vergessen Sie nicht, Admiral, sie waren nicht menschlich, sie hatten andere Bedürfnisse als wir und auch ihre Ambitionen unterschieden sich von unseren. Sie

wollten nichts weiter, als ein geschütztes dunkles Nest für ihren Primär.«

»Und doch verließen sie es. Sie sahen sie doch selbst in Georgia, in Miami, im Mittelmeerraum. Dann der Palast unter Wasser – ich nehme an, sie hausten schon seit langer Zeit dort.«

»Ricias Volk kannte sie«, erklärte ich ihm. »Das Haus wurde zweifellos auf dem Land gebaut und irgendwie versiegelt, ehe es versank.«

»Diese Gonwonder hatten eine erstaunliche Technik.« Hayle schüttelte den Kopf. »Nicht wie unsere, aber in mancher Beziehung übertraf sie unsere sogar – die großartigen Miniaturkommunikationsinstrumente, beispielsweise, die Ricia mir zeigte. Wie konnte ein solches Wissen nur völlig verlorengehen?«

»Eine sehr lange Zeit verging, Admiral. Das Eis sank herab und zermalmte alles. Das Wetter und Kriege und Plünderungen sind vermutlich für den Rest verantwortlich.«

»Und als die menschlichen Städte fielen«, warf Ricia ein, »erinnerten sich allein die Untermänner, die so lange in ihren Schlupfwinkeln gelebt hatten, an die uralte Weisheit – an das, was ihr Technik und Wissenschaft nennt. Es machte sie zu Königen unter den primitiven Völkern. Und zweifellos zerstörten sie alles, was an die frühere Größe der Menschheit erinnern konnte.«

»Hmm ...« murmelte Hayle und sog an seiner Pfeife. »Was wir von den alten Herrschern wissen, paßt genau in das Bild – sie kannten gewöhnlich keine Gefühle, außer der Grausamkeit, lebten lange, und wurden als Götter verehrt – und alle hatten einen gewaltigen Harem und betrachteten die Frauen als minderwertig und nur zur Fortpflanzung

brauchbar.«

»Eine Zivilisation, die Städte wie Ricias baute, müßte doch irgendeine Spur hinterlassen«, protestierte ich. »Zumindest irgendwelche Legenden müssen von ihr geblieben sein, irgendein Wissen, das nicht in die Zeit der primitiven Völker paßte.«

Hayle runzelte überlegend die Stirn. »Es gibt Anomalien«, sagte er schließlich. »Die alten Araber benutzten Akkus, um ihren Schmuck zu vergolden; die Griechen hatten Astronomiecomputer; und denken Sie an die Buschmänner und ihre Bumerangs.«

»Da ist noch etwas«, meinte Ricia. »Die Minerale, die ihr als kostbar erachtet – die Metalle und Steine. Ich glaube, das hängt mit der Rassenerinnerung an eine verlorene Technologie zusammen. Silber hat gute elektrische Leitfähigkeit, eine bessere als Kupfer. Der Diamant ist ein Schneidewerkzeug, und der Rubin ist für die Lasertechnik erforderlich. Ihr Wert kann nicht allein durch ihre Seltenheit erklärt werden.«

»Das ist alles Theorie«, brummte Hayle. »Wenn wir erst wieder einigermaßen Ordnung auf diesem von Katastrophen heimgesuchten Planeten hergestellt haben, werden wir die Stadt unter dem Eis sorgfältig unter die Lupe nehmen. Vielleicht erfahren wir dann die Antworten.«

»Vielleicht – vielleicht aber auch nicht. In mancher Hinsicht ist es bedauerlich, daß der Primär tot ist und seine Schößlinge mit ihm. Wir hätten vielleicht doch einen Weg gefunden, ihn zum Sprechen zu bringen.«

»Es ist besser, wir sind das Ungeheuer mitsamt seiner Brut los«, sagte Hayle brüsk. »Wir haben genügend andere Probleme.« Er blickte zum zerrissenen Himmel hoch.

Zwei Tage später war die Küste Louisianas in Sicht. Wir landeten westlich einer kleinen Stadt namens Iowa und eigneten uns einen herrenlosen Wagen an, nachdem wir ihn aus einem Sumpf gezogen hatten. Ein paar Stunden später erreichten wir die Ruinen Omahas, von wo ab Hayle die Führung übernahm. Wir fuhren um die Innenstadt herum, hinaus auf eine Ebene, wo ein Stacheldraht und Wachtürme ein Militärlager umgaben. Ein Trupp Marineinfanteristen beobachtete uns, als wir aus dem Wagen kletterten und zum Tor stapften. Hayle gab die Losung. Der Posten ließ einen Offizier herbeiholen, der uns unter Bewachung zu der größten der Baracken brachte.

Hayle schien ungeduldig, behielt jedoch die Ruhe. Man hatte mir meine .45er gelassen, also war wohl alles Routine. In dem Gebäude kam ein fetter Kommodore Hayle mit ausgestreckten Armen entgegen. Er schäumte vor Fragen geradezu über, aber Hayle meinte, er würde mit seinem Bericht warten, bis der Stab vollständig sei, sonst müßte er noch einmal alles erzählen.

Der Kommodore nahm uns mit in ein komfortabel ausgestattetes Büro, dann bot er uns Drinks an und drückte auf einen Knopf. Kurz darauf betraten drei hohe Offiziere den Raum. Sie waren alle schon älteren Jahrgangs, grauhaarig und nicht ausgesprochen schlank.

»Gentlemen«, begann der Kommodore und machte uns miteinander bekannt.

Ricia zwickte mich in den Arm. »Malcolm!« wisperte sie mir ins Ohr. »Die Bibliothek sagt, der in der Mitte ist einer – von ihnen!«

Ich zuckte zusammen wie von einer Wespe gestochen und dachte an den toten Primär. Offenbar gab es auch unter den Schößlingen verschiedene Arten. Vielleicht waren

ihnen besondere Züchtungen gelungen, die einzelnen ermöglichten, unabhängig von ihrem Primär zu existieren. Wie durch Watte hindurch hörte ich den Kommodore:

»... nach so vielen Monaten. Admiral Hayles Bericht dürfte äußerst interessant sein ...«

Ich beobachtete den mittleren der drei Offiziere mit dem leicht orientalischen Einschlag. Er machte einen halben Schritt zurück und tastete nach einer Seitentasche. Unauffällig hob er den Gegenstand in seiner Hand.

Ich riß die .45er aus dem Gürtel und schoß ihm in die Brust. Ich hörte den Knall seiner Pistole und feuerte noch einmal und noch einmal, ehe sie sich auf mich stürzten. Ich versuchte zu brüllen. Hayle starrte mich an und sagte irgend etwas. Dann wurde die Tür aufgerissen, und ein Trupp Marineinfanteristen warf sich auf mich. Da gingen die Lichter für mich aus.

Ein größeres Büro diente als Gerichtssaal. Bewaffnete Marineinfanteristen standen an den Wänden, und Offiziere mit grimmigen Mienen hatten hinter einem langen Tisch Platz genommen. Admiral Hayle saß an einer Seite. Zwei Marineinfanteristen bezogen soeben Posten hinter ihm. Ihre Waffen ruhten schußbereit in ihren Händen. Mir war noch entsetzlich übel und schwindlig. In meinem Schädel summte ein ganzer Bienenschwarm.

Der Kommodore saß in der Mitte des langen Tisches und las die Anklage vor. Wenn ich recht verstand, hatte ich General Yin, den militärischen Beobachter einer befreundeten Nation, vorsätzlich ermordet. Außerdem hörte ich Worte wie Sabotage, Verletzung von Sicherheitsbestimmungen, Angabe falscher Tatsachen, Entführung und Verrat. Aber mein Kopf brannte wie Feuer

und, wie gesagt, ich war noch nicht ganz da.

Ich blickte mich um. Ricia war nirgends zu sehen. »Wo ist sie?« Ich versuchte aufzustehen, wurde jedoch sofort heftig zurückgestoßen. Der Kommodore sagte etwas mit barscher Stimme. Die Beisitzer blickten mich mit unbewegten Gesichtern an.

»Aufstehen!« befahl eine Stimme hinter mir. Jemand zerrte mich grob hoch. Ich warf einen Blick auf Hayle. Er beobachtete mich mit zusammengebissenen Zähnen.

»... brutaler Mord«, donnerte der Kommodore. »Haben Sie noch etwas zu sagen, ehe das Urteil verkündet wird?«

Hayle war hochgesprungen. »Der Mann ist in seinem gegenwärtigen Zustand nicht in der Lage, sich zu verteidigen. Ich warne Sie, Kommodore, dieses lächerliche Gerichtsver...«

»Wenn Sie sich nicht sofort setzen, muß ich Sie aus dem Gerichtssaal verweisen!« Das Gesicht des Kommodores war rot wie eine Tomate. »Ich kenne Ihre Rolle in diesem Mordkomplott nicht, Admiral, aber ich versichere Ihnen, daß wir hier mit Verrätern kurzen Prozeß machen.«

»Ich habe Ihnen doch deutlich genug erklärt, daß hinter diesem Fall mehr steckt, als es den Anschein hat«, brüllte Hayle. »Sie müssen den Mann anhören!«

»Das ist auch unsere Absicht! Setzen Sie sich, Sir!«

Hayle und der Kommodore maßen sich mit finstren Blicken, dann setzte der Admiral sich.

»Wo ist Ricia, Hayle?« rief ich. Schon drückte jemand eine Hand auf meinen Mund. »Maul halten«, drohte der Posten hinter mir.

»Sie liegt im Lazarett«, sagte der Kommodore barsch.

»Was ist ihr passiert?« schrie ich.

»Sie wurde verletzt.«

»Verletzt? Wie schlimm?«

»Schweigen Sie! Reden Sie nur, wenn Sie etwas zu sagen haben, was diesen Fall betrifft.«

»Ich habe ihn erschossen, weil er nicht menschlich ist«, erklärte ich. Meine Stimme klang hohl in meinen Ohren. Der Kommodore schlug mit dem Hammer auf den Tisch, als plötzlich alle durcheinanderredeten.

»Woher wußten Sie, daß er nicht menschlich war?« fragte einer der Beisitzenden. Seine Augen bohrten sich in meine.

»Ich – ich kann es Ihnen nicht sagen.« Irgendwie schien es mir wichtig, nichts über Ricias Bibliothek zu verraten.

»Woher wußten Sie von der Stadt unter dem Eis?« zischte ein anderer.

»Ich wurde – von ihnen dort hingebracht.«

»Von wem? Wen meinen Sie mit ›ihnen‹?«

»Die Schößlinge. Sie ...«

»Woher wußten Sie von dem Haus unter dem Wasser?« fragte ein dritter kalt.

Ich öffnete den Mund, um zu antworten. Ich hielt inne, versuchte mich zu erinnern. Ich hatte niemandem gegenüber, vom Admiral abgesehen, den versunkenen Palast erwähnt. Ich starrte Hayle an. Er runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf. Ich betrachtete die unbewegten Gesichter der Beisitzenden – und plötzlich wußte ich Bescheid.

Der Kommodore war menschlich. Alle anderen waren Schößlinge.

Das Kreuzverhör dauerte etwa eine Stunde. Ich gab ausweichende, vage Antworten. Ich wollte Zeit gewinnen, denn insgeheim hoffte ich auf etwas – ohne mir klar zu sein, worauf. Mein Schädel brummte. Es war heiß im

Zimmer. Hayle hatte erneut Einspruch gegen das Verfahren erhoben und war zur Ordnung gerufen worden.

Die Schößlinge feuerten pausenlos ihre Fragen ab. Sie wollten herausbekommen, wieviel ich wußte und wie ich es erfahren hatte. Selbst der Kommodore schien ein wenig verwirrt. Er hämmerte auf den Tisch.

»Das Verhör nimmt einen Verlauf, der nichts mehr mit den Anklagen zu tun hat«, donnerte er. »Dieses Gericht ist nicht an Phantastereien interessiert. Der Angeklagte ist entweder geistig nicht zurechnungsfähig oder beabsichtigt zumindest, diesen Eindruck zu erwecken. Die Frage ist einfach: ›Bestehen mildernde Umstände, oder eine Rechtfertigung für die Tat des Angeklagten?‹ Die Antwort ist ›nein!« Er blickte mich unter zusammengekniffenen Brauen an.

»Angeklagter, stehen Sie auf!«

Ich tat es.

»Das Hohe Gericht befindet Sie schuldig im Sinne der Anklage. Das Urteil lautet Tod durch Erschießen. Die Hinrichtung findet sofort statt.«

Die Tür schwang auf. Drei junge Offiziere – zwei von der Marine und einer von der Marineinfanterie – stürmten in den Raum. Jeder hielt eine Maschinenpistole im Anschlag. Ich starre sie fast ungläubig an und bereitete mich auf das Kommando vor. Sie hoben ihre MPs und feuerten. Ich taumelte zurück, als Splitter des langen Tisches in die Höhe flogen und die unbewegten Gesichter dahinter einen letzten unhörbaren Schrei ausstießen.

Das folgende Schweigen hallte von Echos wider. Der Kommodore saß noch. Sein Gesicht war so grau wie die Wand. Einige der Marineinfanteristen tasteten nach den Pistolen, hoben jedoch die Hände, als die MPs sich auf sie

richteten.

»Ich bitte um Ruhe«, sagte der Offizier der Marineinfanterie. »Wir waren die Opfer eines Komplotts – aber nicht eines Komplotts des zu Unrecht Angeklagten hier. Admiral Hayle, dürfte ich Sie bitten, das Kommando zu übernehmen?«

Ricia saß in einem sauberen weißen Bett mit einem Kissen im Rücken. Sie sah ein wenig blaß aus, aber ihre Augen strahlten mich an und sie lächelte. »Es ist nichts passiert, Malcolm«, versicherte sie mir, als sie mein besorgtes Gesicht bemerkte. »Die Kugel von der kleinen Pistole hat mich nur gestreift, und sie haben mich hier sofort versorgt.«

»Sie hätte dich töten können. Ich bin wütend auf mich, daß ich nicht gleich geschossen habe, ehe er abdrücken konnte.«

»Es macht nichts, Malcolm. Wir leben – und sind in Sicherheit. Das Geheimnis der Schößlinge ist nun aufgedeckt. Sie haben jetzt keine Macht mehr, uns Schaden zuzufügen.«

»Ja, aber wir wissen nicht, wie viele Nester es von ihnen gibt. Wir haben das in Gonwondo vernichtet, und ich denke, die meisten Schößlinge der Mittelmeergruppe mußten ebenfalls daran glauben. Aber jetzt tauchten auch noch die hier auf. Irgendwie scheinen sie untereinander in Verbindung zu stehen und werden jetzt also auf der Hut sein.«

»Wir kriegen sie schon«, versicherte mir Hayle. »Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, Irish.«

»Wie hast du es eigentlich fertiggebracht, Ricia?«

Ricia lächelte. »Ich überzeugte den Arzt, daß er eine

gründliche Untersuchung des toten Offiziers vornehmen müßte.« Ihr Lächeln schwand. »Er stellte Anomalien fest. Die Bibliothek sagte mir, daß die Gerichtsbeisitzer zu ihnen gehörten. Den Rest kennst du ja.«

»Wirklich verblüffend«, warf Oberst Barker, der Militärchirurg ein, der Ricia versorgt hatte und jetzt gerade das Zimmer betrat, als Ricia zum Schluß kam. »Sein Herz schien völlig normal, bis ich nach der Kugel suchte.« Er verzog das Gesicht. »Ich fand einen riesigen Wurm darin – lebend, wohlgerichtet! Das verdammte Ding hatte so was Ähnliches wie Wurzeln, die durch den ganzen Körper verliefen. Mikroskopisch dünn, natürlich. Ich hätte sie vermutlich übersehen, wenn die junge Dame hier mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.«

»Sie stecken voller Überraschungen, Ricia«, staunte Hayle. »Wie ist es Ihnen nur gelungen, daß Oberst Barker Ihnen zuhörte – noch dazu, wo Sie sich quasi in sein Handwerk mischten. Welche besonderen Fähigkeiten Ihrer Rasse benutzten Sie?«

»Keine, Admiral. Nur den Charme, den alle Frauen haben.« Sie lächelte mir glücklich zu.

»Eine Frau kann immer das bekommen, was sie sich ersehnt, wenn ihr Verlangen nur groß genug ist.«

Ich blickte in ihre dunklen Augen und pflichtete ihr bei.

ENDE

Als nächstes TERRA-Taschenbuch Nr. 285 erscheint:

Michael Shea

Reise in die Unterwelt

Ehe die Sonne erlischt –
Abenteuer in fernster Zukunft

In den letzten Tagen der sterbenden Welt

Die Sonne flackert wie eine Kerze im Wind. Menschenfeindliche Wesen durchstreifen die Wälder, Berge, Täler, Wüsten und Ruinenstädte der Erde: Graus, Erbs, Leukomorphen und Deodander – alptraumhafte Geschöpfe biologischer Experimente, die vor Jahrzehntausenden stattgefunden haben.

Die Macht der wissenschaftlichen Zauberer von einst ist jetzt geschwunden, die meisten ihrer Werke sind schon vor Äonen zu Staub zerfallen.

Aber es lebt noch einer der Uralten, Mächtigen an einem unbekannten Ort. Der Name des Zauberers ist Simbilis.

Ihn suchen zwei Männer, die seine Hilfe in Anspruch nehmen wollen. Ihr Weg führt sie über Länder und Meere – und in die Unterwelt.

Die TERRA-Taschenbücher erscheinen vierwöchentlich und sind überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich.

